

Deutsche Arbeitsgemeinschaft
für Jugend- und Eheberatung e.V.

**Aktuelle Methoden und
Konzepte in der
Familienberatung**

Informationsrundschriften
Nr. 212 April 2006

DAJEB

Vorstand der DAJEB

Präsidentin:	Renate Gamp Dipl.-Psychologin, Psych. Psychotherapeutin, Supervisorin (BDP)	Eckernförder Straße 26 24103 Kiel Tel.: 04 31 / 9 12 20
Vizepräsident:	Berend Groeneveld Dipl.-Psychologe, Psych. Psychotherapeut, Supervisor (BDP)	Wiesenstr. 11 32756 Detmold Tel.: 0 52 31 / 99 28 - 0
Beisitzer:	Elisabeth Frake-Rothert Dipl.-Pädagogin, Eheberaterin	Alter Fischbacher Weg 5 65817 Eppstein Tel.: 0 61 98 / 57 75 96
	Petra Heinze Dipl.-Staatswissenschaftlerin, Supervisorin (DGSv), Ehe- beraterin	Heinrich-Heine-Straße 18 14712 Rathenow Tel.: 0 33 85 / 51 41 40
	Rolf Holtermann Pfarrer, Eheberater	Baumgarten 4 47533 Kleve Tel.: 0 28 21 / 3 04 31
	Petra Thea Knispel Dipl.-Soz.-Pädagogin, Eheberaterin	Charité - Mitte - Sozialdienst Schumannstr. 20/21 10117 Berlin Tel.: 0 30 / 4 50 - 57 10 65
	Christoph Krämer Dipl.-Psychologe, Supervisor, Psych. Psychotherapeut	Albertinenstraße 13 14165 Berlin Tel.: 0 30 / 8 02 44 19
	Cornelia Strickling Eheberaterin	Humboldtstr. 14 49661 Cloppenburg Tel.: 0 44 71 / 8 37 81
	Cornelia Weller Dipl.-Soz.-Pädagogin, Eheberaterin	Rosentalgasse 7 04105 Leipzig Tel.: 03 41 / 2 25 27 44
Bundesgeschäftsführer:	Dr. Florian Moeser-Jantke	DAJEB Neumarkter Straße 84 c 81673 München Tel.: 0 89 / 4 36 10 91 Fax: 0 89 / 4 31 12 66 info@dajeb.de http://www.dajeb.de

Inhaltsverzeichnis

Rolf Holtermann	Zu diesem Heft	2
	Zum Gedenken an Ruth Riemann	4
Barbara Ollefs, Arist von Schlippe	Familiäre Eskalation, elterliche Präsenz und systemisches Elterncoaching	6
Uli Alberstötter	Kooperation als Haltung und Strategie bei hochstrittigen Eltern-Konflikten	19
Elke Nowotny	Psychische Erscheinungsformen von Vernach- lässigung und Misshandlung kleiner Kinder	42
Wolfgang Lutz	Familien: Lebensquellen der Gesellschaft	51
Petra Thea Knispel	Unterschiedliche Bedürfnisse – Antworten der Gesellschaft für Kinder, Familien, Paare und die ältere Generation	75
Berend Groeneveld	Integrierte Psychologische Beratung	79
Rezensionen:		
Wolfgang Loth	Haim Omer, Arist von Schlippe: <i>Autorität durch Beziehung</i>	90
Birgit Krohn-Grimberghe	Jutta Salomon: <i>Häusliche Pflege zwischen Zuwendung und Abgrenzung</i>	92
N. N.	Klaus Wenske, Gretel Winterling: <i>Mein Kind hat sich das Leben genommen – und ich lebe</i>	93
Gertraude Kühnle-Hahn	Roland Kachler: <i>Meine Trauer wird dich finden. Ein neuer Ansatz in der Trauerarbeit</i>	94
Dorothee Burgenmeister	Roland Kachler: <i>Lass die Liebe tanzen. Die Kunst der Paarbeziehung – die Paarbeziehung in der Kunst</i>	95

Zu diesem Heft

Liebe Leserinnen und Leser,

mit den Themen dieses Heftes konzentrieren wir unsere Aufmerksamkeit auf Familienprobleme im Zusammenhang der Ehe-, Familien-, Lebensberatung. Die Familie ist für viele ein Ort des persönlichen Glücks, der Liebe, Geborgenheit und verlässlicher Beziehungen, die auf Dauer angelegt sind. Familie monopolisiert auch im Wandel der Lebensformen nach wie vor Werte, die man auf dem Markt nicht kaufen kann.

"Ein Kind", so hat es Spiegel-Redakteurin Kaja Thimm, 36, in einem Artikel formuliert, "ist in der modernen Familie eine Art lebensgeschichtliches Projekt, doch die Erwartung, dass die Entwicklung nach Plan verläuft, wird oft enttäuscht."¹ Viele Eltern sind in ihrer Erziehungsarbeit heute orientierungslos oder verunsichert. Die zunehmende Individualisierung in unserer Gesellschaft und die Vielfalt der Lebensformen haben u. a. auch dazu beigetragen, dass Eltern, allein erziehende Mütter und Väter sich häufig allein gelassen und überfordert fühlen. Ein Austausch mit anderen Eltern und pädagogischen Fachleuten über Erziehungsziele, die Reflexion eigenen erzieherischen Verhaltens, findet zu selten statt. Immer häufiger wird auch aufgedeckt, wie Kindern Gewalt widerfährt. Auch wenn der Gesetzgeber Kinder für unschlagbar hält, hat sich diese Überzeugung in der Gesellschaft noch nicht voll und ganz durchgesetzt. Zunehmende wirtschaftliche Probleme der Familien als Folge von Arbeitslosigkeit und Verarmung verschärfen die Spannungen in den Familien. Gewalt gegenüber Kindern hat viele Gesichter. Während ich diese Zeilen schreibe, werde ich in den Nachrichten und der Tageszeitung über zunehmende Fälle von Verwahrlosung und Vernachlässigung von Kindern informiert. "Jessica" hat viele Leidens-genossen/-innen.

Diese Entwicklung hat Folgen: Die Zahl der Kinder und Jugendlichen ist gestiegen, die von ihren Eltern getrennt und anschließend in Heimen, bei Pflegefamilien und betreuten Wohnprojekten untergebracht wurden. Ein Bericht der Uni Dortmund untermauert diesen Trend für NRW mit Zahlen: 42 000 Kinder sind davon betroffen. Vor fünf Jahren waren es noch 36 000. Zugleich ist der Bedarf an sozialpädagogischer Familienhilfe um 150% angestiegen.

"Viele Kinder haben schwer erziehbare Eltern", meinte schon der Philosoph Jean Jacques Rousseau. Seine Einschätzung gilt offensichtlich auch für die gegenwärtige Lage in manchen Familien. Nicht zufällig versucht die Politik aktuell durch die Einrichtung von Familienzentren, die Erziehungskompetenz der Eltern zu stärken und entsprechende Angebote in familienergänzenden Einrichtungen anzubieten. Eltern brauchen vermehrt beraterische Unterstützung. Mit den Beiträgen dieses

¹ Spiegel Nr. 29 / 18.07.2005

Heftes hoffen wir, Ihre und Eure beraterische Kompetenz bei einigen beratungsrelevanten Themen stärken zu können.

Der Herausforderung hoch eskalierender Eltern-Kind-Konflikte widmen **Barbara Oleffs und Arist von Schlippe** ihren Beitrag. Zu notwendigen Strategien bei Kooperationen der institutionellen Erziehungshilfen liefert **Uli Alberstötter** wegweisende Impulse.

Der **Beitrag von Elke Nowotny** greift die Diskussion um Leitlinien zum Schutz der Kinder vor Gewalt, vor Misshandlung und Vernachlässigung auf. Sie plädiert für Achtsamkeit auf Signale der Gewalt und appelliert v. a. an die Träger von familienergänzenden Einrichtungen, Beziehungs- und Hilfsangebote an und für die Eltern zu machen, die in schwierigen, eskalierenden Situationen leben.

Wolfgang Lutz nimmt in seinem Beitrag demografische Entwicklungen in unseren Gesellschaften zum Anlass, über Sorgen und Hoffnungen nachzudenken, die der Geburtenrückgang auslöst. Wer soll die Bedürfnisse bei den Individuen einer Gesellschaft befriedigen angesichts einer voranschreitenden Alterung der Gesellschaften? Familien sind die Quellen der Humanressourcen. Seine Hoffnung richtet sich darauf, dass die nachfolgenden Generationen an den Aufgaben wachsen, also bessere physische und mentale Fähigkeiten mitbringen werden, so dass sie diese Fähigkeiten in den sozialen Dienst am Menschen stellen und so die Auswirkungen niedriger Fertilität kompensieren können.

Über die internationale Konferenz ICCFR/CIRCF in Wien 2005 hat uns die Beisitzerin im Vorstand der DAJEB, **Petra Knispel**, einen Tagungsbericht vorgelegt. **Berend Groeneveld, stellvertretender Präsident der DAJEB**, stellt die Ausbildung zum Integrierten Psychologischen Berater vor, mit dem die DAJEB ein attraktives Angebot macht, auf aktuelle Anforderungen an Weiterqualifizierung von Beraterinnen und Beratern vor dem Hintergrund der politischen und gesellschaftlichen Herausforderungen zu reagieren.

"Kleine Kinder nimmt man an die Hand. Große beim Wort." So hat es Franz Christoph Schiemeyer (Hausmann) formuliert. Mein Wunsch ist, dass uns als Beraterinnen und Berater beides gelingt, dass wir also die Kinder schützen und die Beiträge der "Großen" dieses Info-Heftes uns Anregungen für kompetente Beratungsarbeit geben,

Ihr/ Euer Rolf Holtermann

Zum Gedenken an Ruth Riemann

(2. Juni 1923 - 16. Oktober 2005)

Mit großer Trauer und Bestürzung geben Vorstand und Geschäftsführung der DAJEB den Tod unserer ehemaligen Vizepräsidentin Ruth Riemann bekannt. Ruth Riemann wurde erstmals 1970 in den Vorstand der DAJEB gewählt. Bis 1982 war sie Beisitzerin im Vorstand und dann von 1982 bis 1986 Vizepräsidentin.

Aber schon vor ihrer Wahl war sie der DAJEB eng verbunden; so gründete sie im Auftrag des Vorstandes bereits im Jahr 1968 zusammen mit Gustl Geißler von der katholischen Eheberatung in Passau den "Landesarbeitskreis für Ehe-, Familien- und Lebensberatung in Bayern", den ältesten und mitgliederstärksten Arbeitskreis dieser Art auf Länderebene.

Ihr Herz gehörte der Fort- und Weiterbildung:

So entwickelte sie das Curriculum für unsere ab 1972 laufenden regionalen Weiterbildungskurse in Ehe-, Familien- und Lebensberatung in Bayern; als Psychoanalytikerin sorgte sie für eine tiefenpsychologische Ausrichtung, integrierte aber gleichzeitig auch Elemente anderer Schulen wie u. a. der Gesprächspsychotherapie. Das Curriculum in die Praxis umsetzen konnte sie als Leiterin (und Dozentin) von sechs Weiterbildungskursen bis 1984.

Parallel dazu entwickelte sie von 1976 bis 1978 ein Curriculum für die Weiterbildung von Mitarbeiterinnen in Schwangerschaftskonfliktberatungsstellen, das sie zweimal in bundesweiten Weiterbildungskursen (dem 1. und 2. Blockkurs) als vom Bund geförderte Modellprojekte realisieren konnte.

Hintergrund der Entwicklung dieses Curriculums war das seinerzeitige Modellprogramm der Bundesregierung zum reformierten § 218; Ruth Riemann sorgte für die Beteiligung der DAJEB an dem Modellprogramm - auch gegen manchen Widerstand innerhalb des damaligen Vorstandes. Dank ihres unermüdlichen Engagements konnte dann 1974 die "Familienberatung Ismaning" gegründet werden, eine der damals ganz wenigen nichtkirchlichen, staatlich anerkannten Schwangerschaftskonfliktberatungsstellen in Bayern, die als Modellprojekt gefördert wurde.

Auch ein weiteres Modellprojekt wäre ohne Ruth Riemann nicht zustande gekommen: der 1982 gegründete "Familien-Notruf München", einer vom Bund und vom Freistaat Bayern geförderten Modellberatungsstelle bei Trennung und Scheidung. Als erste Beratungsstelle wurden in ihm neben "klassischen" Beratungsmethoden auch Mediation angewandt. Dank ihres Einsatzes konnte der Familien-Notruf in

einem weiteren vom Bund geförderten Modellprojekt seine Erfahrungen in einem umfassenden Hospitations- und Fortbildungsprogramm bundesweit weitergeben.

Schließlich baute sie im Auftrag des Vorstandes die Geschäftsstelle der DAJEB auf, die ab 1980 erstmals mit hauptamtlichen Kräften arbeitete.

Das Interesse und Engagement von Ruth Riemann in der DAJEB reichte aber weit über die bloße Fort- und Weiterbildung hinaus. Insbesondere bei ihrem Einsatz für die Familienberatung Ismaning und den Familien-Notruf wird deutlich, dass sie Beraterinnen und Berater befähigen wollte, auf gesellschaftliche Herausforderungen zu reagieren - sei es beim Schwangerschaftsabbruch, sei es bei der Problematik von Trennung und Scheidung.

Ihre erfolgreiche Arbeit in der DAJEB, die sie neben ihrer umfangreichen Praxis als Psychoanalytikerin ehrenamtlich leistete, wurde zweifellos dadurch begünstigt, dass sie zahlreiche Menschen - Kolleg(inn)en im Vorstand, Dozent(inn)en in den Weiterbildungskursen, Zuwendungsgeber(innen) auf Bundes- und Landesebene und Mitarbeiter(innen) in den Projekten und der Geschäftsstelle - für ihre Ideen begeistern konnte und dafür sorgte, dass diese mit ihr zusammen ihre Ideen in die Praxis umsetzen.

Im persönlichen Gespräch wie auch in Sitzungen war Ruth Riemann trotz ihres Engagements für ihre Ideen und Visionen tolerant und offen für andere Meinungen. Sie ließ diese nicht nur gelten, sondern ließ sich auch oft von ihnen überzeugen. Psychoanalytische Distanz war ihr außerhalb ihres Berufes fremd. Wer sie kannte, wird sich gerne an ihren Humor erinnern.

Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer an ihren Weiterbildungskursen verlieren mit Ruth Riemann eine hervorragende Pädagogin,

ihre Vorstandsmitglieder verlieren eine Kollegin, die entscheidenden Anteil daran hatte, dass die DAJEB zu einem maßgeblichen Fachverband der institutionellen Beratung in Deutschland wurde,

die damaligen Mitarbeiter(innen) der Geschäftsstelle verlieren eine exzellente Vorgesetzte,

die DAJEB insgesamt verliert eine Persönlichkeit, die unseren Verband wie kaum ein anderer prägte

und wir alle, die sie kannten, verlieren einen außerordentlichen Menschen.

Renate Gamp

Dr. Florian Moeser-Jantke

Familiäre Eskalation, elterliche Präsenz und systemisches Elterncoaching

Abstract

Was geschieht, wenn Eltern in ihrer Familie zunehmend ihre Autorität einbüßen und an den Rand der Familie gedrängt werden? Wenn Kinder das Heft in die Hand nehmen – sei es durch renitentes Verhalten, durch körperliche Symptomatik, durch Suiziddrohungen, durch destruktives Verhalten oder offene Gewalt? Vor dem Hintergrund des systemischen Ansatzes bieten die Autoren eine Darstellung der Mechanismen, die zu diesen Phänomenen führen und stellen, basierend auf den Gedanken Gandhis über den gewaltlosen Widerstand und Bezug nehmend auf das Präsenz-Konzept des israelischen Psychologieprofessors Haim Omer, die Prinzipien des "Eltern-Coachings" und dessen praktische Umsetzung vor.

Psychosoziale Stichworte: Familienberatung – Deeskalation – Interaktion professioneller Helfer – Koordination und Kooperation institutioneller Hilfen

Der Beitrag möchte einen Einblick in Eskalationsdynamiken zwischen Eltern und Kindern geben, die zu einem Verlust der "elterlichen Präsenz" führen können. Der Begriff der "elterlichen Präsenz" wurde von dem israelischen Psychologen Haim Omer geprägt (Omer & v. Schlippe, 2002; 2004) und ist Ausgangspunkt für ein Elternberatungskonzept geworden, das auf der sozialpolitischen Doktrin Mahatma Gandhis beruht. Daran anknüpfend wird eine Einführung in das "Elterncoaching" vorgenommen, das auf die Stärkung der "Elterlichen Präsenz" mittels der Methoden aus dem gewaltlosen Widerstand abzielt und auf eine stärkere Anwesenheit der Eltern im Leben ihrer Kinder setzt.

Fallbeispiel zu Eskalationsdynamiken und Intervention

Ein Elternpaar kam in die Beratungsstelle, weil sie nicht wussten, wie sie dem Extremverhalten ihres 12-jährigen Sohnes weiter begegnen sollten: Der Junge beschimpfte seine Mutter, griff sie gelegentlich sogar körperlich an, gleichzeitig setzte er die Geschwister massiv unter Druck, schlug auch sie und ignorierte jegliche Regeln innerhalb der Familie. Die Mutter hatte resigniert, der Vater war nur selten zu Hause. Beide Eltern schämten sich, über ihre Sorgen zu reden; der Gang in die Beratung war für sie ein großer Schritt. Dort wurde über das Verhalten des Jungen gesprochen und den Eltern wurde vorgeschlagen, in der kommenden Woche an einem Abend mit ihrem Sohn ein ruhiges, kurzes Gespräch zu führen. Sie sollten ihm ankündigen, dass sie nicht mehr bereit seien, sein Verhalten zu dulden und ihm dabei noch einmal genau sagen, um welches Verhalten es sich

handle. Sie würden noch eine Woche abwarten und dann beginnen, im Bekanntenkreis darüber zu erzählen, welche Sorgen sie sich machten und um Unterstützung bitten. Schon die geäußerte Absicht, sein Verhalten zu veröffentlichen, besserte das Verhalten des Jungen deutlich. Natürlich umfasste die Beratung noch wesentlich mehr Elemente, doch in diesem Fall hatte die gemeinsame Ankündigung der Eltern, sein Verhalten nicht mehr dulden zu wollen und das "Siegel der Geheimhaltung" hinsichtlich der Gewalt in der Familie gegenüber Dritten zu brechen, bei ihrem Sohn Wirkung gezeigt.

Beide Interventionen, sowohl die Ankündigung als auch die "Öffentlichkeitsarbeit", entstammen dem Ansatz des gewaltlosen Widerstandes in der Erziehung, wie sie von dem israelischen Psychologen Haim Omer in die Beratungsarbeit eingeführt wurde. Öffentlichkeit und soziale Unterstützung sind kraftvolle Instrumente, wenn es darum geht, mit dem Thema Gewalt umzugehen.

Elterliche Präsenz und kindliche Dominanzorientierung

Das beschriebene Fallbeispiel zeigt eine Form des Konfliktes zwischen Eltern und Kind auf, bei der die Eltern zunehmend ihre "Stimme" und ihre "Präsenz" im Kontakt mit ihrem Kind verloren haben.

Der Begriff der "Präsenz" ist zunächst ein allgemeiner existentieller Begriff: Präsent sein, heißt so viel wie "anwesend sein", also als Person mit eigenen Gedanken, Gefühlen, Wünschen und Handlungen. In der Elternrolle beziehen sich diese Empfindungen auf eine Qualität des Elternsein, die verbunden ist mit Überzeugungen wie: "Ich zähle! Ich kann handeln! Das, was ich tue, sehe ich als richtig an! Ich bin nicht allein!"

Durch eine Vielzahl von Rahmenbedingungen kann genau dieses Bewusstsein verloren gehen. Die Eltern geraten langsam an den Rand der Familie, verlieren ihre Präsenz, nehmen weniger und weniger Raum in der Familie, manchmal auch in der Wohnung ein und die Gefahr wächst, dass sich in dieser Situation problematische kindliche Verhaltensweisen entwickeln. Die Vorschläge vieler Ratgeber, seien es Verwandte, Freunde oder Profis gehen dann oft in zwei Richtungen:

- "Das kannst Du Dir nicht bieten lassen, Du musst konsequent sein, Du musst durchgreifen!" oder:
- "Das arme Kind, Du hast ihm bislang wohl zu wenig Freiraum gegeben, jetzt braucht es einfach Raum und Zeit für sich und seine Entwicklung, Du darfst nicht zu stark eingreifen!"

Beide Wege bringen die Eltern in eine Situation, die das Dilemma verstärken können und zwar, weil das Thema der "Anwesenheit" und der "Präsenz" auf die Dimension "Macht" verschoben wird. Zwischen Eltern und Kindern kann sich so eine "Ich bin der Boss"-Haltung heraus bilden, die als "Dominanzorientierung" bezeichnet werden kann und die Momente konflikthafter Zuspitzungen in der Interaktion noch vermehrt. So können sich Eskalationsdynamiken zwischen Eltern und Kin-

dern massiv verschärfen. Hier wird im allgemeinen zwischen zwei Formen der Eskalation unterschieden (Bateson 1981).

Eskalationsformen

- a) Die komplementäre Form der Eskalation: Nachgiebigkeit zieht Forderungen nach sich

Diese Form der Eskalation findet sich häufig im Kontakt von Eltern mit ihren jüngeren Kindern und scheint zunächst wenig dramatisch: Einer Forderung wird nachgegeben, eine Eskalation wird begütigend beantwortet. Viele erschöpfte Eltern erliegen immer wieder der Verlockung der kurzfristigen Beruhigung des Kindes – Nachgeben um des lieben Friedens willen. Der Widerstand gegen Eskapaden des Kindes wird schwächer und schwächer. Das Selbstwertgefühl der Eltern sinkt ebenfalls ab, oft verbunden mit Einsamkeit, Isolation und Scham.

Familiäre Belastungsfaktoren wie die Notwendigkeit, Kinder allein zu erziehen, Partnerkonflikte, psychische Besonderheiten des Kindes (Konzentrationschwäche, Reizoffenheit, Rastlosigkeit, Hyperaktivität, eingeschränkte soziale Kompetenz, aggressives und dominanzorientiertes Verhalten), aber auch chronisch-körperliche Erkrankungen, wie: Asthma, Diabetes, Neurodermitis (Theiling u. von Schlippe 2003; Ollefs u. von Schlippe 2005; Ollefs u. Theiling, 2006) können nicht nur erziehungsunsichere Eltern an den Rand ihrer Belastung führen. Die Eltern können sich – beispielsweise durch Schuldgefühle über ihren Anteil an der "Verhaltensstörung" oder der chronischen Krankheit ihres Kindes gebunden fühlen. Sie wagen nicht, ihre elterliche Autorität einzusetzen, verlieren zunehmend ihre "persönliche Stimme" und rücken sukzessive an den Rand der Familie, in deren Zentrum das Kind zunehmend seinen Einfluss ausbaut. Das Entscheidende, was verloren geht, ist jedoch nicht die Macht der Eltern oder ihre Dominanz, sondern ihre Präsenz, ihre Anwesenheit. Die Eltern beginnen, langsam aus dem Leben des Kindes zu verschwinden, sie spielen psychologisch keine Rolle und sie spielen manchmal sogar physisch keine Rolle mehr. Es gibt Kinder, die verlassen das Zimmer, während ihre Eltern sprechen, nehmen keinen Blickkontakt zu ihnen auf oder drängen ihre Eltern einfach mit der Brust beiseite und gehen in ihr Zimmer. Auch dieses ist eine Seite der physischen Präsenz: das Kinderzimmer ist ein Tabu-Bereich, während gleichzeitig Turnschuhe und Kleidungsstücke des Kindes im Wohnzimmer der Eltern herumliegen und in der Küche sich noch die Reste der gerade vom Kind selbst nachlässig zubereiteten Zwischenmahlzeit finden: Das Kind ist überall im Territorium der elterlichen Wohnung präsent, die Eltern am Rand.

- b) Die symmetrische Form der Eskalation: Feindseligkeit, die Feindseligkeit fördert

Die symmetrische Eskalation ist geprägt von einer wechselseitigen Zuspitzung des Konfliktes um die Macht: Feindseligkeit, die Feindseligkeit fördert, eine Dynamik, in

der sich negative Gefühle auf beiden Seiten hochschaukeln und verschärfen. Diese Form der Zuspitzung ist allgemein bekannt und viele Familien schaffen es, ihre Häufigkeit zumindest einzugrenzen und die Gefahrenpunkte des "Hochkochens" zu entschärfen. Wenn jedoch eine Familie in der Dominanzorientierung festgefahren ist, laufen solche Dynamiken Gefahr, immer wieder den kritischen Punkt zu überschreiten, an dem man vielleicht noch etwas ändern oder eingrenzen könnte, bis hin zu eskalierender Gewalt. In Familien mit beschriebenen Mustern, sind Eltern und Kinder aufeinander sehr böse, wobei die Eltern zusätzlich noch starke Schuldgefühle haben und so die Konflikte immer öfter von den Eltern abgebrochen werden – "Mach doch was Du willst!" –, weil man es nicht bis zum Äußersten kommen lassen will. So verlieren in dieser Eskalationsform die Eltern manchmal langfristig die Präsenz aus Schuldgefühlen heraus, während die Kinder meist Profis der Eskalation sind. Sie haben diese Schuldgefühle nicht so ausgeprägt, sondern nur die Wut. Durchgängig ist auf beiden Seiten, dass der Selbstwert niedrig ist, beide Seiten sich sehr verletzt, entwertet, verraten fühlen (Pleyer 2002, 2004), und oft kommt dann noch etwas hinzu: Das Predigen, das Jammern, das Schimpfen der Eltern, was vor allem Jugendliche als stark intrusiv und abwertend erleben, was aber für sie gleichzeitig auch ein Signal dafür ist, dass die Eltern schwach und nicht ernst zu nehmen sind.

Die beschriebene Dynamik macht deutlich, dass die Beziehung unter den Machtkämpfen massiv leidet, weil der gegenseitige Groll, die Momente von Verständnis füreinander und gemeinsamer positiver Erfahrungen, zunehmend schwinden als auch im Familienalltag immer karger werden und liebevolle Gefühle füreinander abflachen.

"Elterliche Präsenz"

Die vorgestellten Eskalationsdynamiken führen zu einem Verlust von "elterlicher Präsenz". Bei diesem Begriff handelt es sich um ein Konstrukt, das nicht direkt beobachtbar ist, sondern durch seine Konstituenten erschlossen wird. Es gibt bislang keine allgemein gültige Definition von "Elterlicher Präsenz". Omer und von Schlippe (2004, S. 33f) schlagen vor, von "Elterlicher Präsenz" zu sprechen, wenn die Eltern folgende Botschaft in ihrem Verhalten vermitteln:

"Wir sind Deine Eltern und sind da und bleiben da, als Freunde, Beschützer, Begleiter, Zuhörer, Schützer der Familie, aber auch als Grenzensetzer, Schrankensteller, Erzieher und Bremser. In diesen Funktionen können wir nicht abgeschüttelt werden, wir können nicht umgangen werden, wir können nicht bestochen werden, wir sind da und bleiben da."

Elterliche Präsenz lässt sich in verschiedenen Facetten beschreiben, eine mögliche Differenzierung findet sich in Omer u. von Schlippe (2004). Hier wird zwischen Erlebensaspekt, Verhaltensaspekt und systemischem Aspekt unterschieden (s. Abb. 1).

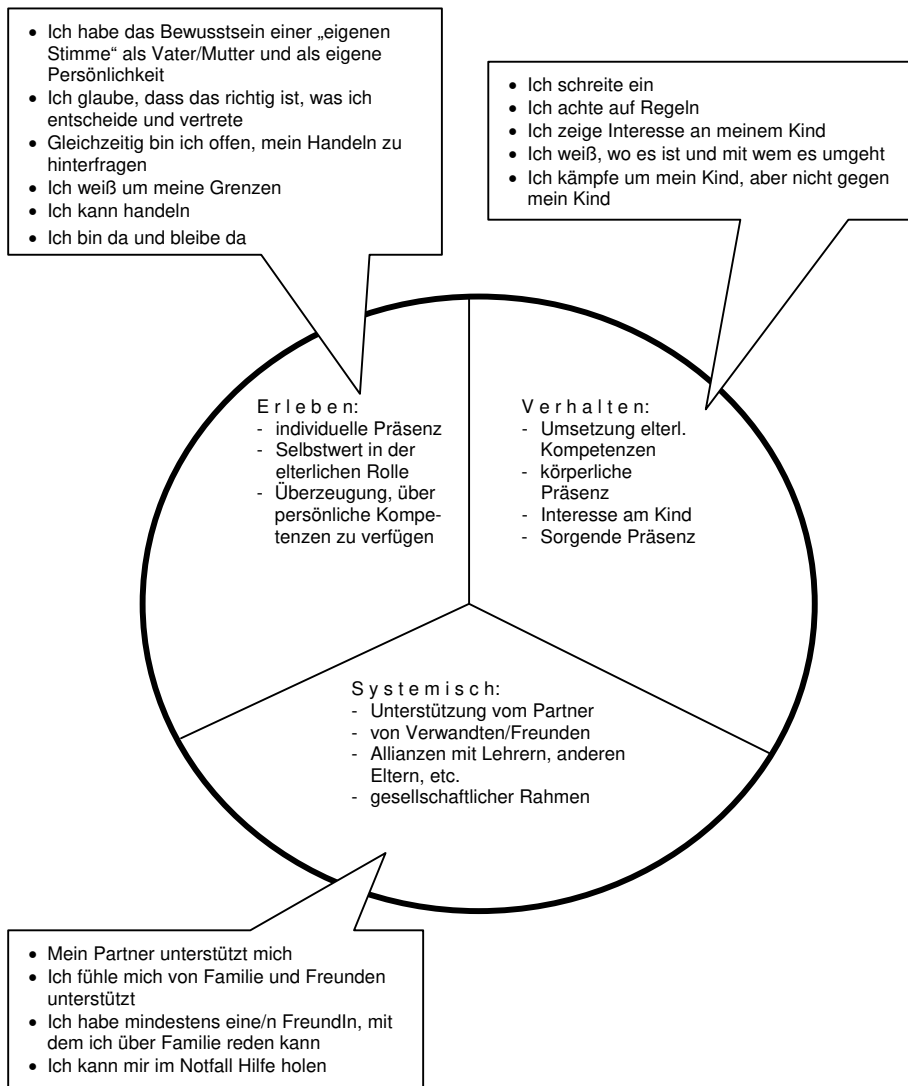


Abb. 1: Aspekte elterlicher Präsenz (aus: Omer u. v.Schlippe 2004, S. 34)

a) Erlebensaspekt

Der Erlebensaspekt umfasst zum einen die individuelle Präsenz der Eltern, d. h. Eltern erleben ihre Handlungen als Ausdruck ihrer eigenen Lebensgeschichte und den daraus entwickelten Lebensanschauungen, Gefühle und Werte. Es geht darum, als Vater oder Mutter über eine persönliche Stimme zu verfügen, die der eigenen Individualität entspricht. "Für Kinder müssen die Eltern als Personen sichtbar werden, als lebendige, wütende, aufmerksame, traurige, ungeduldige, kranke, zärtliche Personen ..." (Levold 2002). Im Zusammensein mit ihren Kindern kann sich diese Haltung darin ausdrücken, dass Eltern ihre Kinder an Weltanschauungen, Hobbys und Aktivitäten heranführen, die ihren Neigungen und Präferenzen entsprechen.

Zum Erlebensaspekt gehören auch das Selbstwertgefühl in der Elternrolle und der damit verbundene Grad an Zufriedenheit, den Anforderungen als Eltern gewachsen zu sein. Der Selbstwert ist gebunden an die elterlichen Erziehungsvorstellungen und Ideale und ihrer Umsetzbarkeit in den familiären Alltag. Auch die elterliche Überzeugung, über persönliche Kompetenzen verfügen und Einfluss nehmen zu können, prägt das Erleben in der Elternrolle.

Zusammengefasst beschreibt der Erlebensaspekt das elterliche Gefühl, "das Richtige" zu tun, also das "Bewusstsein für ein eigenes moralisches und persönliches Selbstvertrauen" (Omer u. v. Schlippe 2002; 2004), was jedoch natürlich das Hinterfragen eigener Vorstellungen einschließen sollte.

b) Verhaltensaspekt

Der Verhaltensaspekt fokussiert die Umsetzung elterlicher Kompetenzen im Umgang mit dem Kind. Zunächst ist hierbei das Stillen kindlicher Grundbedürfnisse gemeint: das Kind zu versorgen, zu schützen und ihm Aufmerksamkeit zu schenken. Darüber hinaus gilt es, abhängig von der jeweiligen kindlichen Entwicklungsphase, körperliche Präsenz zu zeigen. Dazu gehört, dass Eltern Raum und Zeit im Leben eines Kindes einnehmen, wobei der Körperkontakt sicherlich eines der existenziellsten Grundbedürfnisse eines kleinen Kindes ist. Mit dem Älterwerden des Kindes entwickelt sich die körperliche Präsenz zunehmend in eine repräsentierte Präsenz.

Neben dem Körperkontakt ist bei der körperlichen Präsenz auch der Raum bedeutsam, den Eltern in ihrer Wohnung einnehmen. Beispielsweise ist der elterliche Zugang zu allen Räumen der Wohnung eine Form der Präsenz. Auch die Zeit, die Eltern aufwenden, um mit ihrem Kind zusammen zu sein bzw. einfach da zu sein, ist als ein Aspekt körperlicher Präsenz zu verstehen und kann als "anwesendes Verhalten" beschrieben werden.

Zum Verhaltensaspekt gehört ebenfalls das Interesse am Kind. Dieses offenbart sich darin, dass Eltern wissen, was ihr Kind beschäftigt, dass sie seine Freunde kennen und auch die Interessen und Fähigkeiten des Kindes fördern. Auch das

Wissen darum, wo ihr Kind sich aufhält und mit wem es umgeht, ist hierbei von Bedeutung. Im Verhaltensaspekt wird darüber hinaus auch eine Art von freundschaftlichem Zugewandtsein zum Kind angesprochen.

Und schließlich beinhaltet er auch eine sorgende Präsenz: sowohl das Kind, die Familie und sich selbst zu schützen und zugleich elterliche Verantwortung zu tragen.

Zusammengefasst wird dem Kind auf der Verhaltensebene vielfältig die Botschaft vermittelt, dass die Eltern "hinter ihm" stehen. Im Falle von Auseinandersetzungen zwischen Eltern und Kind ist das Wesentliche des Verhaltensaspektes, dass Eltern um das Kind und nicht gegen ihr Kind kämpfen.

c) Systemischer Aspekt

Der systemische Aspekt berührt sowohl die Frage nach der sozialen Einbindung der Eltern, als auch das elterliche Bewusstsein darüber, von bedeutsamen anderen Personen in der Beziehung, Erziehung und Versorgung des Kindes gestützt zu werden. Zunächst sind damit gegenseitiges Vertrauen und wechselseitige Verlässlichkeit auf der Paarebene gemeint. Auch die Kommunikation und Konsensbildung über Erziehungsstile, Erziehungsziele, der Umgang mit Konflikten und Unstimmigkeiten im Kontakt mit dem Kind spielen in den systemischen Aspekt hinein. Denn gerade bei Streitigkeiten kommt der Einigkeit auf der Paarebene Bedeutung zu, da latente elterliche Konflikte im Sinne einer Triangulation (Koalition Zweier gegen einen Dritten) ausgetragen werden können.

Im Weiteren gehört zum systemischen Aspekt die Frage nach der Haltung weiterer wichtiger Personen, wie Familienmitglieder, Verwandte und Freunde bezogen auf die Erziehung und Entwicklung des Kindes. Der wertschätzende Blick bedeutsamer Dritter auf die Anstrengungen der Eltern in der Erziehung stärkt diese in ihren Erziehungsbemühungen und gibt ihnen die Möglichkeit des Austausches über Sorgen und Belastungen. Dagegen schwächt ein Boykott wichtiger anderer Personen die elterliche Präsenz und ist dementsprechend eine kontinuierliche Quelle der Schwächung von elterlicher Präsenz (wie etwa die sprichwörtliche "Schwiegermutter", die mit der Partnerwahl ihres Sohnes "nie einverstanden" war und die Erziehungsbemühungen ihrer Schwiegertochter durchkreuzt).

Zuletzt umfasst der systemische Aspekt die Möglichkeit zur Bildung konstruktiver Allianzen mit anderen Personen, die ebenfalls an der Erziehung des Kindes partizipieren, beispielsweise Lehrer(innen), Erzieher(innen), Gruppenleiter(innen) usw. Das Bündnis mit weiteren Personen aus dem sozialen Umfeld stärkt die Eltern sowohl in ihrem eigenen Erleben von Präsenz, als auch in den Augen des Kindes. Je stärker die Eltern in der Erziehung auf ein tragendes soziales Netzwerk zurückgreifen können, desto besser können sie ihre Kräfte bündeln und Belastungen tragen. Im Erleben eines Kindes (besonders eines kleinen) stellt das Netzwerk der Eltern "die Welt" dar. Erfährt das Kind die Einbettung der Eltern in verlässliche Beziehungen zu bedeutsamen Dritten, dann stärkt dies die Präsenz der Eltern in den

Augen des Kindes und kann dem Kind ein Gefühl von Geborgenheit vermitteln (Omer u. v. Schlippe 2002).

Gewaltloser Widerstand

Die Idee des gewaltlosen Widerstands als Mittel des Protestes gegen Unterdrückung geht auf Mahatma Gandhi und Martin Luther King zurück. Gandhi kämpfte gegen die Diskriminierung der Farbigen in Südafrika und später gegen die Besetzung und Unterdrückung Indiens durch die Briten, sowie gegen die Diskriminierung der unteren Kasten seines Landes. King organisierte den Protest gegen die Apartheid und den Kampf um die Gleichbestimmung und um Bürgerrechte der Farbigen in den USA.

Charakteristisch für den gewaltlosen Widerstand ist, dass er dort beginnt, wo Worte gescheitert sind bzw. kontraproduktiv geworden sind. Er ist ein Kampf, für den das Opfer von Herrschaft Mut und langfristig Kraft aufbringen muss, um zu verhindern, dass der Andere weiter das schädigende Verhalten ausübt – allerdings ist diese Gegenmacht nicht zu verwechseln mit Gewalt. Stattdessen wird die Bereitschaft kommuniziert, der Gewalt entschieden entgegenzutreten, alles zu tun, was in den eigenen Möglichkeiten steht, sie zu stoppen – ohne selbst zu gewalttätigen Mitteln zu greifen.

Wie die elterliche Präsenz lässt sich auch der gewaltlose Widerstand in der Erziehung in die drei Bereiche von Erlebens-, Verhaltensaspekt und systemischem Aspekt unterteilen, wie Abbildung 2 zeigt.

a) Erlebensaspekt

Hilflose Eltern, die das Gefühl haben, nichts gegen das destruktive Verhalten ihres Kindes ausrichten zu können, haben in aller Regel ihr moralisches und persönliches Selbstvertrauen verloren. Daher ist es im Coaching wesentlich, Eltern wieder zu stärken und ihnen als Therapeut(in) das Gefühl zu vermitteln, "hinter" ihnen zu stehen sowie ihnen Unterstützung, Solidarität und Empathie für ihre Situation zu vermitteln.

Vor allem sollte der Platz der Eltern im Zentrum der Familie betont werden, als derjenigen, die Verantwortung für die Unversehrtheit für die gesamte Familie tragen. Dabei ist wichtig, die Eltern weder direkt noch indirekt anzuklagen bzw. Schuldzuweisungen vorzunehmen. Im Coaching geht es überhaupt nicht um die Suche nach der Ursache. Es geht um das Konstatieren kindlichen Verhaltens, sei es dominanz-orientiert, inkonstant, aggressiv, delinquent oder zwanghaft. Es geht einzig um die Frage, was ein Kind benötigt, um es zu mäßigen und wie die Grenzen seiner eigenen Unversehrtheit und anderer Menschen geschützt werden können. Das kann mit einer Intensivierung der elterlichen Präsenz erreicht werden. Das Coaching bietet den Eltern einen Raum, in dem gemeinsam mit dem Therapeuten erarbeitet wird, welche Art von Präsenz benötigt und aufgebracht werden kann.

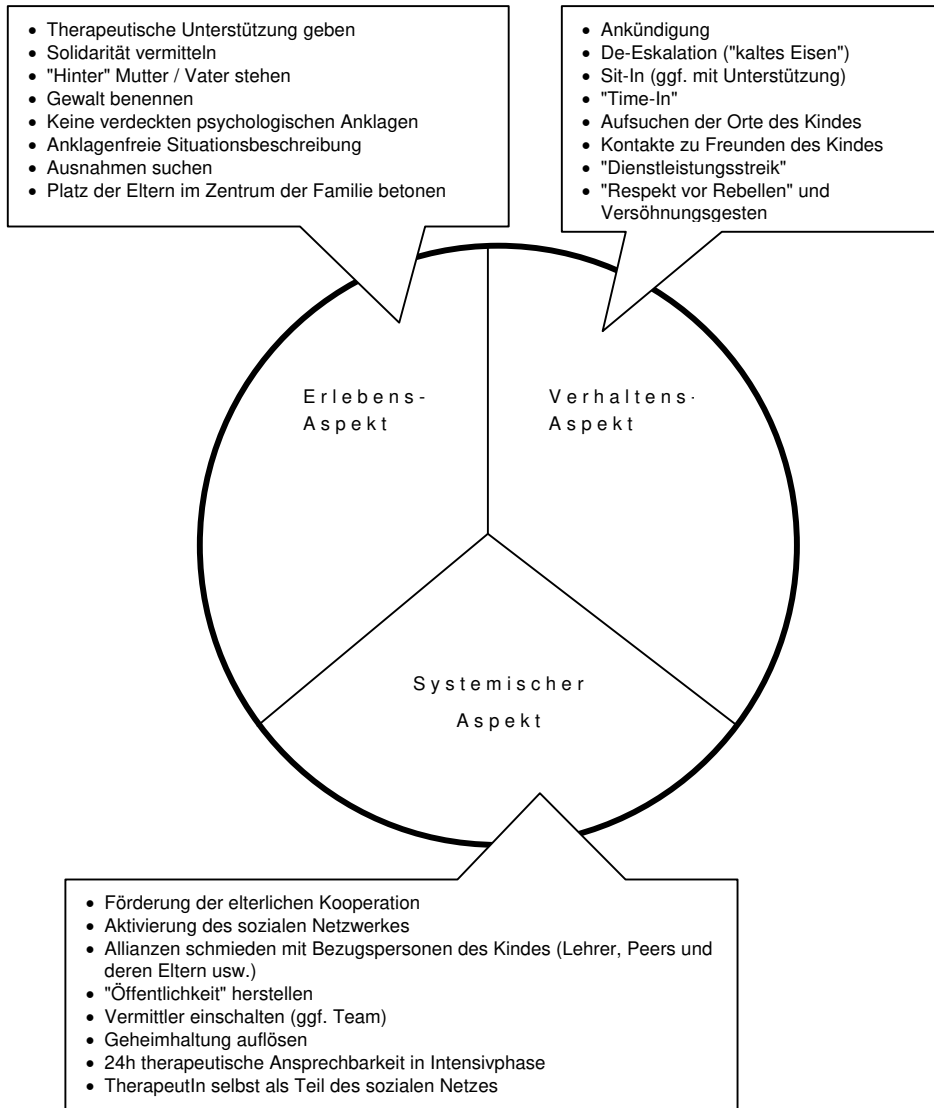


Abb. 2: Aspekte des Gewaltlosen Widerstands (aus: Omer u. v.Schlippe 2004, S. 42)

Die im gewaltlosen Widerstand enthaltene Botschaft von der moralischen Aufrichtigkeit kann darüber hinaus die Beharrlichkeit der Eltern im gewaltlosen Kampf nähren. Zudem führt die Erfahrung von Selbstwirksamkeit mit dem gewaltlosen Widerstand zu einer inneren Bestärkung der Eltern als Widerständler. Die Erfahrung, zwar keinen unmittelbaren und dirigierenden Einfluss auf das Verhalten des Kindes zu haben, dafür aber das eigene Verhalten auf eine Weise verändern zu können, wie es den eigenen Werten entspricht, kann eine tiefe Veränderung im Selbstwertgefühl der Eltern auslösen.

b) Verhaltensaspekt

Wenn Eltern im Zuge von symmetrischen Eskalationen gegen ihr eigenes Kind kämpfen, dann sind sie nicht mehr in der Lage, elterliche Präsenz zu vermitteln. Hinzu kommt, dass sie ihrem eigenen Selbstbild als Eltern entfremdet werden. Daher werden ihnen im Coaching konkrete Handlungsmöglichkeiten an die Hand gegeben, die ihnen helfen, eskalierendes Verhalten zu vermeiden, sich und die Familie vor Gewalt zu schützen und wieder eine persönliche und elterliche Präsenz innerhalb der Familie aufzubauen. Hierzu sind eine Reihe spezieller Methoden entwickelt worden, eine detaillierte und beispielhafte Beschreibung findet sich in Omer u. v. Schlippe 2002 und 2004. Sie können an dieser Stelle nur überblicksartig aufgelistet werden:

1. **Ankündigung:** Mit der Ankündigung präzisieren die Eltern ihre konkreten Ziele für ihr zukünftiges Familienleben und ihre Entschlossenheit, das schädigende Verhalten nicht mehr hinzunehmen. Die Ankündigung beinhaltet den elterlichen Protest gegen konkrete Handlungen und thematisiert in erster Linie eine Selbstverpflichtung der Eltern, wichtig ist vor allem, jedwede Art von Drohung zu vermeiden.
2. **Deeskalationsmethoden:** Bekannte Eskalationsfallen werden sorgfältig analysiert und gezielt umgangen. Elterliche Reaktionen können in konflikthaften Situationen hinausgezögert werden, die Eltern können das "Predigen" beenden und die Erfahrung machen, dass ihr Schweigen dann kraftvoll sein kann, wenn es nicht mit dem Verlust an Präsenz verbunden ist. Eine Aussage wie: "Ich bin damit nicht einverstanden, ich komme darauf zurück!" – und anschließendes Schweigen, ohne den Raum zu verlassen, ist etwas ganz anderes, als wenn mit den Worten: "Ach, mach doch was du willst!" der Raum verlassen wird.
3. **Sit-In:** Dies ist eine starke Form elterlichen Protestes gegen das kindliche Problemverhalten und die Vermittlung der Botschaft von Beharrlichkeit, Geduld und Zeit gegenüber dem Kind. Die Eltern betreten das Kinderzimmer zu einem ihnen passenden Zeitpunkt und für einen vorher von ihnen entschiedenen Zeitraum. Sie vermitteln, wie in der Ankündigung, ihre Entschlossenheit, etwas zu verändern und ihren Wunsch, dass das Kind Vorschläge machen solle. Wenn konstruktive Vorschläge kommen, wird das Sit-In sofort beendet, anderenfalls gehen die Eltern am Schluss ohne Drohung aus dem Raum: "Wir haben noch keine Lösung gefunden!" und wiederholen die Maßnahme am folgenden Tag.

4. **Aktivierung sozialer Unterstützung:** Um das Siegel der Geheimhaltung über die Vorkommnisse in der Familie zu brechen und um aus Scham und Isolation aussteigen zu können, kommt dem Einbezug Dritter eine große Bedeutung zu. Unterstützer können dabei vielerlei Funktionen zur Entlastung der Eltern und zum Schutz des Kindes übernehmen: als Versorger, als Mediatoren, als Zeugen und als Supervisoren.
5. **Aufsuchen der Orte des Kindes:** diese Intervention ist besonders geboten, in Fällen wo Gefahr für das Kind droht bzw. wo Eltern nicht wissen, an welchen Orten und mit welchen Personen sich das Kind aufhält.
6. **Gesten der Wertschätzung und der Liebe:** Um die Bereitschaft der Eltern zu betonen, ihren Widerstand nicht gegen das Kind auszuüben, werden unabhängig vom Wohl- oder Fehlverhalten des Kindes kleine liebevolle Gesten in das Alltagsleben eingestreut ("Ich habe Dein Lieblingessen gekocht, weil ich weiß, dass Du es gerne isst"), ohne damit eine Bedingung zu verknüpfen.

Allen gemeinsam ist, dass die Eltern im Geist des gewaltlosen Widerstandes ihre elterliche Präsenz im Leben des Kindes auf liebevolle Weise stärken. Es ist nicht das Ziel, das Kind zu kontrollieren oder zu besiegen, sondern als Eltern wieder präsent zu sein, auf der Basis von Gewaltfreiheit. Die Erfahrung mit hoch eskalierten Eltern-Kind Beziehungen zeigt, dass die "guten Momente" zwischen Eltern und Kind häufig verloren gehen, wenn Streitigkeiten Teil der "Alltagssprache" in der Familie geworden sind. Aus Ärger und Enttäuschung werden gemeinsame Aktivitäten zunehmend eingestellt, auch in der Vorstellung, dass Kind nicht obendrein noch für sein schlechtes Benehmen belohnen zu wollen. Um die schwierige Beziehung überhaupt wieder stärken und auf eine solidere Basis stellen zu können, werden alle Interventionen des gewaltlosen Widerstandes von Gesten der Versöhnung und der Wertschätzung von Anfang an langfristig flankiert. Hierbei geht es nicht um Geschenke materieller Art, sondern vielmehr um ideelle Werte, wie gemeinsam Zeit miteinander zu verbringen, alte gemeinsame Hobbys wieder aufleben zu lassen, auf besondere Vorlieben bzw. Interessen des Kindes wieder einzugehen. Damit soll die Beziehung zum Kind wieder gesucht und gepflegt werden, unabhängig vom Verhalten des Kindes.

c) Systemischer Aspekt

Eltern haben sich möglicherweise in ihrer Hilflosigkeit und aus Schamgefühlen durch das "Versagen" in der Elternrolle isoliert. Damit zementieren sie jedoch die Position der fehlenden Präsenz. Auch kann es zu einem Kooperationsverlust und zu einem Konflikt um die "richtige Erziehung" auf der Paarebene gekommen sein, was häufig geschieht, wenn Kinder dominant agieren. Im Elterncoaching sollte daher sowohl die elterliche Kooperation gefördert werden, als auch der Fokus auf die Gewinnung von Unterstützern gerichtet werden. Schon bei Gandhi spielte die Unterstützung durch die Öffentlichkeit eine große Rolle und ähnlich wirksam ist die Übertragung auf den Familienkontext.

Die Auflösung des Tabus der Geheimhaltung, das Schmieden von Allianzen mit anderen Bezugspersonen des Kindes und das Einschalten von Vermittlern stärkt die Präsenz der Eltern in den Augen des Kindes und im Erleben der Eltern. Diese fühlen sich weniger einsam und haben mit dem gewaltlosen Widerstand eine moralisch aufrichtige Methode gefunden, gegen die Unterdrückung anzukämpfen. Damit Eltern aus der parentalen Hilflosigkeit (Pleyer 2004) aussteigen können, um Kraft, Ausdauer und Zuversicht im gewaltlosen Widerstand entwickeln zu können, kommt der Stärkung durch andere Menschen, der Einbindung der Eltern in ein tragfähiges Netz von Unterstützern eine besondere, wenn nicht die zentrale Bedeutung zu. Denn die Stärkung und Ermutigung durch bedeutsame Dritte erweitert die Handlungsmöglichkeiten von Eltern, aus dem Teufelskreis der Eskalation auszuscheren.

Ein afrikanisches Sprichwort besagt. "Um ein Kind aufzuziehen, bedarf es eines ganzen Dorfes." Die Erfahrungen bestätigen diese Aussage. Wenn heftige Konflikte zwischen Eltern und Kindern bestehen, sind Eltern oftmals allein mit der Deeskalation überfordert. Die Gewinnung von Unterstützung ist dann essentiell.

Abschlussbemerkung

Das Konzept der elterlichen Präsenz unterstreicht die Bedeutung der Körperlichkeit von Müttern und Vätern im Leben ihrer Kinder und in der Erziehung. Die Erfahrung in der Beratungsarbeit zeigt, dass die elterliche, körperliche Anwesenheit im Leben ihrer Kinder unverzichtbar ist, um diese in ihrem eigenen Körpererleben und ihrer psychosozialen Entwicklung besser unterstützen und fördern zu können. Wir leben in einer Zeit, in der wir uns zunehmend in virtuelle Wirklichkeiten flüchten – gerade hier sind Eltern als körperlich anwesende und seelisch präsente Bezugspersonen ihrer Kinder unendlich wichtig.

Die Doktrin des gewaltlosen Widerstandes und die damit verbundene zentrale Betonung der Aktivierung von Unterstützern zur Stärkung Einzelner hat in industrialisierten und zur Individualität neigenden Gesellschaften, in denen Erziehung häufig als Privatsache angesehen wird, eine neue Aktualität erfahren. Der gewaltlose Widerstand gewährt Eltern die Erlaubnis, das Siegel der Geheimhaltung zu brechen und aus Isolation und Scham auszubrechen.

Literatur

- | | |
|-------------|--|
| Bateson, G. | <i>Ökologie des Geistes</i> . Frankfurt a. M. 1981 |
| Levold, T. | <i>Elternkompetenzen – zwischen Anspruch und Überforderung</i> . Systeme 16 (1), S, 2-13. 2002 |

- Ollefs, B., Schlippe A. v. Der "Luftikus" – ein familienmedizinisches Angebot für Kinder und Jugendliche mit Asthma bronchiale. In: *Niemand ist alleine krank – Osnabrücker Lesebuch zu chronischen Erkrankungen im Kindes- und Jugendalter*. Lengerich 2005
- Ollefs, B., Theiling, S. Elterliche Präsenz und Typ 1 Diabetes. In: Tsigotis, C., Schlippe, A.v., Schweitzer, J. (Hg.): *Systemisches Elterncoaching*. Heidelberg 2006 (in Vorbereitung).
- Omer, H.; Schlippe, A. v. *Autorität ohne Gewalt. Coaching für Eltern mit Verhaltensproblemen*. Göttingen 2002
- Omer, H.; Schlippe, A. v. *Autorität durch Beziehung. Die Praxis des gewaltlosen Widerstands in der Erziehung*. Göttingen 2004
- Pleyer, K. H. "Parentale Hilflosigkeit", ein systemisches Konstrukt für die therapeutische und pädagogische Arbeit mit Kindern. *Familiendynamik* 28(4), S. 467-491. 2003
- Pleyer, K. H. Co-traumatische Prozesse in der Eltern-Kind-Beziehung. *Systema* 17(2), S. 132-149. 2004
- Theiling, S. Schlippe, A. v. Diabetesbetreuung bei Kindern und Jugendlichen nach systemisch-familienmedizinischem Konzept. In: Altmeyer, S. Kröger, F. (Hg.) *Theorie und Praxis der Systemischen Familienmedizin*. S. 163-182. Göttingen 2003

Zur Autorin:

Barbara Ollefs, Dipl.-Psychologin, systemische Familientherapeutin und systemische Supervisorin. Seit 1998 in der Pädiatrie an einem Kinderhospital in der Betreuung chronisch kranker Kinder bzw. Jugendlichen und deren Familien tätig. Lehrtätigkeit und mehrjährige Mitarbeit in einem Projekt an der Psychologischen Fakultät der Universität Osnabrück zur Evaluation des Elterncoaching im gewaltlosen Widerstand.

Zum Autor:

Dr. Arist von Schlippe, Jahrgang 1951, Dipl.-Psychologe. Ausbildung in Gesprächspsychotherapie, Integrativer Therapie und Systemischer Familientherapie; mehrjährige Praxis in der Kinderpsychiatrie. Seit 1986 Lehrtherapeut und lehrend

der Supervisor am Institut für Familientherapie Weinheim, Ausbildung und Entwicklung e.V.; seit 1999 im Vorstand der Systemischen Gesellschaft, Berlin; 1981-2005 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Fachbereich Psychologie der Universität Osnabrück; seit 2005 Lehrstuhl für Führung und Dynamik an der Wirtschaftsfakultät der Universität Witten/Herdecke.

Uli Alberstötter

Kooperation als Haltung und Strategie bei hochstrittigen Eltern-Konflikten²

Nachdruck aus Kind-Prax 3/2005 mit freundlicher Genehmigung des Verlages

Abstract

Zunehmend werden vielen Beratungsstellen Väter und Mütter mit einem hohem Konfliktniveau nach Trennung und/oder Scheidung zugewiesen. Es zeigt sich, dass Beratungsarbeit mit solchen Fällen äußerst zeit- und kraftaufwändig ist. Kooperationen der professionellen Helfer bieten die Chance zu synergetischen Effekten. Sie haben das Ziel, positive Lebensbedingungen für die Familien zu realisieren. Der Autor beschreibt Konzepte für im Dreieck von Familiengericht, Jugendamt, Beratungsstelle institutionell übergreifende und auf Zusammenarbeit angelegte Beratungsstrategien mit hoch strittigen Eltern. Die Frage der Kooperation mit anderen Einrichtungen berührt dabei auch Fragen des Selbstverständnisses von Beratungsstellen und Kooperationspartnern. Dazu gehören unter anderem die Prinzipien der Freiwilligkeit, der Vertraulichkeit, der formalen Unterscheidung von Zuständigkeiten und der unterschiedlichen Möglichkeiten, (Macht -) Mittel anzuwenden und als Kooperationspartner aufeinander abzustimmen. Drei Ebenen interaktiver Arbeitsbeziehungen werden unterschieden: Koordination - Kooperation und Ko-Evolution. Die Entwicklung der Kooperationen erfolgt in drei Stufen: Identitätsfindung – Koexistenz und Interaktion. Dabei müssen die Kooperationspartner zu einer Anerkennung der jeweiligen Grenzen und Zuständigkeiten gelangen (Dreiklang von Neugier für den Kooperationspartner, Anerkennung, Differenzbalance).

² Mein Dank gilt den Kolleg(inn)en aus der Expertengruppe der Bundeskonferenz für Erziehungsberatung zum Thema "Beratungsarbeit mit hoch strittigen Eltern". Als wirkliche Kooperationspartner haben Sie mit Ihren Rückmeldungen und Anregungen diesen zweiten Teil mit auf den Weg gebracht.

Psychosoziale Stichworte: Familienberatung – Deeskalation – Interaktion professioneller Helfer – Koordination und Kooperation institutioneller Hilfen

Die hier vorliegenden Überlegungen zur Kooperation professioneller Akteure basieren auf einem vorangehenden Artikel zum Wesen hoch eskalierter Elternkonflikte und den Möglichkeiten eines professionelles Handelns zwischen Hilfe und Kontrolle. (Alberstötter, U. 6/2004) Nach einer ersten Annäherung an den Kooperationsbegriff und die mit ihm verbundenen hochgesteckten Erwartungen stellt der Autor in einem zweiten Schritt ein zentrales Wesensmerkmal hoch eskalierter Eltern-Konflikte in den Mittelpunkt, die Ausweitung des Konfliktsystems. Mit der zunehmenden Eskalation des Eltern-Konflikts steigt auch die Anzahl der professionellen Akteure stark an. Daraus folgert der Autor die besondere Notwendigkeit und Chance von (funktionierenden) Kooperationsbeziehungen im Dreieck von Familiengericht, Jugendamt und Beratungsstelle (als Leistungsanbieter von außgerichtlicher Beratung und begleitetem Umgang). Diese aus seiner Sicht notwendige Koppelung von hochstrittigen Eltern-Konflikten und Kooperation der professionelle Dritten wird im Anschluss begründet. Kooperation wird dabei als eine von den professionellen Akteuren getragene grenzensetzende Haltung und Strategie bei "heißen" Eltern-Konflikten gewürdigt. In einem weiteren Abschnitt stellt er ein allgemeines Modell zum Prozess der Kooperation vor. Drei Ebenen interaktiver Arbeitsbeziehungen, Koordination, Kooperation im engeren Sinne und Koevolution werden in einem weiteren Schritt beschrieben. Mit der Einführung dieser Unterscheidungen verfolgt der Autor das Ziel, den Kooperationsbegriff klarer und damit handhabbarer zu machen. Bei der Abgrenzung verschiedener Betrachtungsebenen geht es nicht zuletzt auch darum, Kriterien zur Einschätzung der "Passung" von Kooperationsbeziehungen zwischen "professionellen Dritten" bei hoch strittigen Elternkonflikten zur Diskussion zu stellen. Den Abschluss bilden 10 Thesen zur Arbeit mit und in hoch strittigen Eltern-Konflikten.

Kooperation – ein moderner Mythos

In einer hoch differenzierten und spezialisierten (Arbeits)Welt ist der Kooperationsbegriff zu einem Träger großer Erwartungen geworden. Auseinander driftende und einander immer fremder werdende (Teil)Bereiche sollen im Hinblick auf gemeinsame übergeordnete Ziele (wieder) füreinander anschlussfähig gemacht und verbunden werden. Auch im Bereich der sozialen Arbeit ist der Kooperationsbegriff mit einer solchen Heilserwartung aufgeladen. Seckinger/ van Santen sprechen vom positiv besetzten "Mythos Kooperation". Die Forderung nach Vernetzung wird zu einem "ständig gemurmelten Mantra im Rahmen fortschrittlicher kommunaler sozialer Arbeit". (Hinze in Seckinger/van Santen, 2003) Dementsprechend findet sich auch im KJHG eine Reihe von Regelungen, in denen Kooperation und Vernetzung als notwendige Steuerungsstrategie kodifiziert wird. Verpflichtungen zur Kooperation betreffen u. a. die Zusammenarbeit der freien und öffentlichen Träger innerhalb der Jugendhilfe in § 4 KJHG und darüber hinausgehend in § 81 KJHG die Zusammenarbeit mit anderen staatlichen Stellen. Kooperation wird so gesehen für die Kinder- und Jugendhilfe zu einer Querschnittsaufgabe, die über die eigene

unmittelbare Zuständigkeit hinausreicht. Ziel der geforderten Zusammenarbeit verschiedener Professionen und Institutionen ist die Realisierung positiver Lebensbedingungen für Kinder und ihre Familien. (KJHG § 1, Abs. 3, Ziffer 4). Soweit die hochgesteckten Erwartungen, dass sich über ein kooperatives (Ver-)Handeln von Unterschieden zwischen verschiedenen fachlichen und politischen Akteuren positive Effekte für Familien (in Krisen) erzielen lassen.

Die Frage, warum trotz einer allgemeinen öffentlichen Hochschätzung gelingende Kooperation in der real existierenden Praxis sozialer Arbeit ein eher seltenes und ein so schwieriges Phänomen ist, beantwortet Schweitzer ganz einfach und pragmatisch damit, dass Kooperation nicht überall nötig und sinnvoll ist. "Abschottung, Konflikt- und Konkurrenzstrategien können oft lohnender sein." (Schweitzer 1998). Hier klingt Kritik an dem inflationär kursierenden Handlungsimperativ Kooperation an, der auch das Feld sozialer Arbeit überzieht. Dem großen Entwurf von der Kooperation als Allheilmittel gegen arbeitsteilige Zersplitterung folgt so gesehen die Legitimationskrise auf dem Fuß. Gerade in Zeiten knapper finanzieller und zeitlicher Ressourcen muss sich die Ideologie der Kooperation, die (arbeits)zeit- und geldintensiv ist, im jeweiligen Fall auf ihre Sinnhaftigkeit hin befragen lassen. Kooperation als wesentliches Element modernen (Krisen-)Managements bedarf der Begründung. Nicht alles, was an Synergieeffekten durch ein Zusammenarbeiten herbei geredet wird, bringt den versprochenen (sozialen und ökonomischen) Mehrwert. Die Reibungsverluste, die angesichts des Aufeinanderprallens von Unterschieden entstehen, sind nicht selten contraproduktiv im Hinblick auf ein formuliertes Ziel. Die anklingende Skepsis gegenüber kooperativen Arbeitsbeziehungen ist nicht neu, folgt sie doch dem alten Sprichwort von den "vielen Köchen, die den Brei verderben".

Im Folgenden geht es mir darum, Kooperation auf einen speziellen Ausschnitt sozialer Arbeit, der Auseinandersetzung mit hoch strittigen Eltern zu beziehen.

Wenn im Zusammenhang mit hoch strittigen Eltern-Konflikten von Kooperation die Rede ist, dann können 3 relevante Ebenen der Kooperation gemeint sein:

1. die angestrebte (zumindest minimale) Kooperation der Eltern untereinander zugunsten ihres gemeinsamen Kindes;
2. die Kooperation der professionellen Dritten mit den zerstrittenen Eltern;
3. die Kooperation zwischen den professionellen Akteuren der verschiedenen beteiligten Institutionen und Berufsgruppen.

Im Folgenden werden diese 3 Ebenen immer wieder miteinander in Beziehung gesetzt, wobei die Kooperation der professionellen Akteure in den Mittelpunkt der Betrachtung gerückt wird.

Die Ausweitung des Konfliktsystems als ein zentrales Wesensmerkmal hoch eskalierter Eltern-Konflikte

Kennzeichnend für Eltern-Konflikte auf einem niedrigen Eskalationsniveau ist, dass sie von den Konfliktparteien im "kleinen Kreis" gehalten werden (können). Konflikte werden von den Kindern so gut es geht fern gehalten und auf der Erwachsenen-Ebene ausgetragen. Die Austragung des Konflikts überschreitet selten die Grenze der Dyade. Allenfalls werden Dritte, denen Vertrauen entgegengebracht wird, von beiden oder einzeln konsultiert. Die beste Freundin, ein naher Familienangehöriger oder auch professionelle Dritte (z. B. Berater) werden mit unterschiedlichen Erwartungen und Aufträgen hinzugezogen. Ihnen wird die Rolle des aktiven Zuhörers, des neutralen Beraters oder auch die des Vermittlers angetragen. Auch wenn diese einbezogenen Dritten einerseits zur Parteinahme eingeladen werden, so überwiegt doch andererseits das Zugeständnis an ihre "Meinungsfreiheit". "Sag mir ehrlich, was Du wirklich denkst, hab ich recht oder liege ich da ganz daneben?" Kritische Rückmeldungen und empathische Versuche seitens des Dritten, auch den anderen Konfliktpartner mit seinen Motiven und seinem Verhalten mitzufühlen und mitzudenken sind letztlich – trotz des vordergründigen Wunsches nach parteilicher Unterstützung – erwünscht.

Die geringe Größe eines Problemsystems bei gleichzeitiger gezielter Auswahl sozial kompetenter³ Dritter sind eindeutige Hinweise auf ein niedriges Eskalationsniveau (Stufe 1). Beide Kriterien sind somit auch gute Prädiktoren für den positiven Verlauf eines Konflikts in Richtung Deeskalation.

Demgegenüber ist ein zentrales Merkmal hoch eskalierter Konflikte neben der zunehmenden Intensität des Konflikts die Ausweitung des Konfliktfeldes. Bei einer fortgeschrittenen Eskalation nimmt der Konflikt nicht nur energetisch gesehen Fahrt auf, indem sich das Ausmaß der wechselseitigen Kränkungen und Verletzungen steigert, sondern er weitet sich in der Regel auch im Hinblick auf die Anzahl der "infizierten" Personen aus. Andere werden in den Konflikt hinein gezogen. Ihnen werden dabei typische Rollen zugewiesen.

So werden Dritte von den Konfliktparteien als parteiliches Publikum gebraucht, als Claqueure für die eigene Sache. Man könnte auch von der Erzeugung eines Echos sprechen, das seinerseits wieder als mächtiger Verstärker auf das Erleben und Handeln der Protagonisten wirkt. Glasl spricht von der "Echohöhle", wenn aus den eigenen Reihen zurücktönt, was jeder als "Bestätigung von außen" zu hören wünscht. (Glasl, 1994, S. 252)

Dritte werden jedoch nicht nur zu parteiischen Zuschauern gemacht, sondern für die eigenen Zwecke in die Rolle eines aktiv Handelnden gedrängt. Sie werden zu Bündnisgenossenschaften eingeladen, verführt und gedrängt. Bündnisgenossen

³ Soziale Kompetenz meint hier v. a. die Fähigkeit, den Einladungen zu unkritischer Parteilichkeit zu widerstehen und sich – bei aller freundschaftlicher Verbundenheit – Unabhängigkeit zu bewahren.

haben die Funktion, die eigene Position zu stärken, indem sie Seite an Seite mit in den Kampf ziehen. Bündnisgenossenschaft kann sich zur Stellvertretung steigern. Anstelle des Protagonisten, gewissermaßen als sein Alter ego soll der Stellvertreter die "Kriegsziele" mit allen Mitteln realisieren. Bündnisgenossenschaft und Stellvertretung haben gemeinsam, dass die individuellen Spielräume der Dritten extrem eingeengt sind. Eigenständige Positionen werden nicht mehr zugelassen. Beide Rollen entstehen durch die Ausübung von Loyalitätsdruck, häufig versehen mit der messerscharfen digitalen Logik des "entweder oder", die keinen Spielraum für entschleunigende Ambivalenzen lässt. "Wer nicht für mich ist, ist gegen mich" ist die Maxime in hocheskalierten Konflikten. Weil ihre Loyalität sie in besonderem Maße bindet, sind natürlich die betroffenen Kinder und sonstige Personen aus dem nahen Umfeld (Verwandte, Freunde) in erster Linie betroffen. Dieser Druck zur Anpassung an die Realität der Protagonisten, deren Konstruktionen des Konflikts und dem daraus gefolgerten "richtigen" Handeln setzt sich dann auch in den Einladungen zur einseitigen Parteinahme an professionelle Dritte fort.⁴

Aktives Einspannen von Dritten und engagierte "Hilfe" durch aktive Dritte gehen freilich in der Regel Hand in Hand. Vor allem Freundeskreise und Herkunftsfamilien, für die Zusammengehörigkeit und Solidarität in "guten wie in schlechten Tagen" einen vitalen Wert darstellen, erschweren eine konstruktive Selbstorganisation des Streitpaares zusätzlich. Seitens der professionellen Dritten hat ein unreflektierter Ethos des "gerechten Kampfes" für die eine oder andere Seite eine ähnliche Wirkung.

Eine systemisch erweiterte Sicht schließt neben den Herkunftsfamilien der Protagonisten und dem nahen privaten Umfeld bedeutsamer Freunde, Nachbarn, Arbeitskollegen etc. (System 1) auch das professionelle Hilfe- und Kontroll-System (System 2) ein, das aus den professionellen Dritten besteht. Damit sind die Vertreter der unterschiedlichen Professionen und Rollen gemeint, die im Verlauf der Eskalation involviert werden. Zum Teil wirken sie im Hintergrund, wie z. B. Therapeuten und Ärztinnen als Unterstützer ihres jeweiligen Patienten.⁵ Daneben gibt es die Gruppe der Professionen (Familienrichterinnen, Sozialarbeiter des Jugendamtes, Verfahrenspflegerinnen, Gutachter, Rechtsanwältinnen), die im Rahmen strittiger Sorge- oder Umgangsrechtsverfahrens ihre Aufgaben wahrnehmen. Mitarbeiter von Beratungsstellen⁶ kommen bei außergerichtlichen Beratungen zum Zug oder werden als "mitwirkungsbereite Dritte" bei begleiteten Umgangskontakten involviert.

⁴ Rechtsanwälte sind qua beruflicher Rolle prädestiniert dafür, in die Stellvertreterfunktion zu geraten.

⁵ Andritzky berichtet über die verbreitete Praxis von Eltern, ärztliche Atteste für die eigenen Ziele in einer aktuellen Trennungsauseinandersetzung zu missbrauchen. (Andritzky W., 2003)

⁶ Im vorliegenden Artikel geht es v. a. um die Kooperation im Dreieck von Familiengericht, Jugendamt und Beratungsstelle – aus der Perspektive einer Beratungsstelle, die bei hoch strittigen Konflikten vermittelt und begleiteten Umgang durchführt.

Die Ausweitung des Konfliktsystems bei hoch strittigen Elternkonflikten – Zusammenfassung der Ergebnisse einer ersten Studie

Ausgangspunkt der Untersuchung war das in einem vorangehenden Artikel vorgestellte 3-stufige Eskalationsmodell zur Einschätzung von Paarkonflikten (Alberstötter U., 2004).

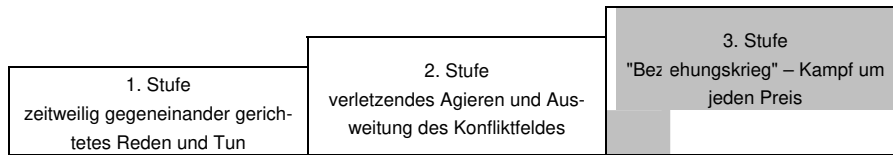


Abbildung: das dreistufige Eskalationsmodell

Mit Hilfe dieses Modells habe ich in einem ersten Schritt alle (Eltern)Paare, die im Zeitraum von 1/2000 bis 3/2004 mit dem Etikett Paarkonflikt⁷ "freiwillig" oder aufgrund einer dringenden Zuweisung (durch das Gericht oder das Jugendamt) zu mir kamen, den 3 verschiedenen Eskalationsstufen zugeordnet. Von den insgesamt 82 Fällen⁸ konnte der Konflikt wegen seines zeitweiligen Charakters, der geringen Intensität der Ablehnung sowie der geringen Größe des Konfliktsystems in 19 Fällen der Stufe 1 zugeschrieben werden. 34 Paarkonflikte wiesen die beiden zentralen Kriterien der gesteigerten Intensität und der personalen Ausweitung auf,

Eskalationsstufe	Zahl der (hoch)strittigen Elternpaare	in %
1	19	23
2	34	41
3	29	36
Gesamt	82	100

Tabelle: Einschätzung des Eskalationsniveaus der Eltern-Konflikte nach dem 3-stufigen Modell

⁷ Paarkonflikte werden hier 3 verschiedenen Kategorien zugeordnet: (1) Konflikte im Zusammenleben ohne Trennungsabsicht, (2) Konflikte vor und während der Trennung/Scheidung, (3) Umgangs- und Sorgerechtskonflikte nach Trennung/Scheidung.

⁸ Bei der Erfassung wurden folgende 3 Kriterien zugrunde gelegt:
 (1) Es wurden nur Prozesse mit beiden Eltern erfasst, d. h. Beratungen, bei denen der gesamte Prozess nur mit einem Elternteil stattfand wurden nicht gezählt. (Ziel: eine "doppelte Beschreibung" des Konflikts aus den Perspektiven beider Eltern sollte vorliegen.)
 (2) Es wurden nur Eltern-Paare erfasst, d. h. Beratungen mit Paaren ohne Kinder wurden nicht berücksichtigt.
 (3) Es wurden nur Prozesse berücksichtigt, die mindestens 3 Gespräche mit den Eltern umfassten. Erst bei mehrmaligen Kontakten entsteht die notwendige Informationsdichte, die Voraussetzung für die hier vorgenommenen Einschätzungen ist.

die zusammen genommen eine Zuordnung zur Stufe 2 begründen. In 29 Fällen lagen jeweils mehrere Merkmale aus dem (Verhaltens)Spektrum der 3. Stufe vor.

In einem zweiten Schritt stand die Frage nach dem Zusammenhang des Eskalationsniveaus und der Anzahl der involvierten professionellen Akteure, also die Ausweitung des professionellen Teils des Konfliktsystems im Mittelpunkt.

Eskalationsstufe	Zahl der (hoch)strittigen Konflikte	Anzahl der involvierten professionellen Akteure	Anzahl der durchschnittlich beteiligten professionellen Akteure	Anzahl der beteiligten professionellen Akteure in %
1	19	30	1,5	7,2
2	34	148	4,3	35,4
3	29	240	8,2	57,4
Gesamt	82	418	5,0	

Tabelle: Ausweitung des Konfliktsystems

Alle Eltern-Konflikte (N=82) führten insgesamt zu einer Beteiligung von 418 professionellen Akteuren, d. h. im Durchschnitt waren bei jedem Eltern-Konflikt 5 professionelle Akteure involviert. Je höher die Konflikte eskaliert waren, desto größer war die Anzahl der involvierten professionellen Akteure. Bei Eltern-Konflikten auf der Eskalationsstufe 3 waren im Durchschnitt 8,2 professionelle Akteure involviert, d. h. nahezu fünfmal so viele wie bei Konflikten der 1. Stufe. Im Vergleich mit den Konfliktfällen der 2. Eskalationsstufe ist die Anzahl der professionellen Akteure im Durchschnitt fast doppelt so groß. Bei 8 der 82 Eltern-Konflikte waren zwischen 10 und 13 professionelle Akteure beteiligt. In einem weiteren Schritt wurde die Anzahl der beteiligten "Profis" auf die Art der Maßnahmen, die mit den Eltern durchgeführt wurden bezogen. Dabei lassen sich 3 Gruppen von Maßnahmen unterscheiden:

(1) Beratungen, welche die Eltern mit hoher Eigenmotivation und/oder aufgrund eines "sanften (Empfehlungs)Drucks" von nahestehenden Dritten auf den Weg bringen.

(2) Bei der zweiten Gruppe handelt es sich um "Zwangsberatungen", deren Zustandekommen einem starken Druck "von Amts wegen" zuzuschreiben ist. Dabei kann es sich um gerichtliche Interventionen nach § 52 FGG oder um dringende Zuweisungen auf Initiative des Jugendamtes handeln.

(3) Den stärksten Eingriff in die Eltern-Autonomie stellt der begleitete Umgang dar, bei dem Kontakte eines umgangsberechtigten Elternteils mit seinem Kind in Anwesenheit eines "mitwirkungsbereiten Dritten" stattfinden. Gesetzliche Grundlagen für den begleiteten Umgang sind der § 1684 (4) BGB sowie der § 18 (3) KJHG. Bezieht man diese 3 unterschiedlichen Maßnahmen, die für Beratungsstellen rele-

vant sind auf die Anzahl der beteiligten professionellen Akteure, so ergeben sich folgende Verteilungen.

Art der Maßnahme	Zahl der (hoch)-strittigen Eltern	Anzahl der involvierten professionellen Akteure	Anzahl der durchschnittlich beteiligten "Profis"
freiwillige Beratung	22	53	2,4
Gerichtliche "Zwangsberatung" (FGG 52)+ andere dringende Zuweisungen (Jugendamt)	31	144	4,6
Begleiteter Umgang	29	221	7,6

Tabelle: Art der Maßnahme und Beteiligung der professionellen Akteure

Die Zahlen zeigen eindeutig, dass mit dem zunehmenden Zwangscharakter der Maßnahmen im Verlauf eines chronischen Konflikts die Anzahl der professionellen Akteure stark zunimmt.

Kam es zu einem begleiteten Umgang, der in hoch eskalierten Umgangsstreitigkeiten vermehrt als ultima ratio installiert wird, so waren in dem jahrelangen (vorangehenden) Kampf durchschnittlich 7,6 professionelle Akteure engagiert.

Fasst man diese Ergebnisse zusammen, so kommt man zu der eigentlich nicht überraschenden und trotzdem eindrucksvollen Erkenntnis, dass erbittert geführte chronische Eltern-Konflikte eine große Anzahl von Akteuren der unterschiedlichen Professionen bindet.

Die Notwendigkeit professioneller Kooperation bei "heißen" Eltern-Konflikten (aus der Perspektive der Beratung)

Warum Kooperation in "heißen" Konflikten?

Führt man sich die personelle Ausweitung (als Ausdruck der immensen zerstörerischen Kraft) hoch eskalierter Eltern-Konflikte vor Augen, dann erscheint das Bild vom verheerenden Feuer als eine passende Symbolisierung. Lässt man sich auf dieses Feuer-Bild ein, dann liegt es nahe, auch hinsichtlich des professionellen Umgangs damit nach Analogien im Bereich der Feuerbekämpfung zu suchen. Auffallend ist bei Großbränden die hohe Anzahl der im Einsatz Beteiligten. Die Eindämmung von Großfeuern muss Idealerweise gleichzeitig von allen Seiten erfolgen, was einen hohen personellen Aufwand erfordert. Für einen ausufernden Brand braucht es ein großes Helfer-System. Es sind viele "Frontabschnitte", an denen verschiedene Spezialisten mit unterschiedlichsten Mitteln – mit Wasser aus dem Schlauch oder aus der Luft, Sand, Chemikalien, Feuergräben, Legen von Gegenfeuern etc. – das Feuer bekämpft wird. Entscheidende Bedeutung hat das Zusammenwirken der zahlreichen Spezialkräfte im Katastrophenfall.⁹ Deren Ein-

⁹ Die Katastrophe des 11. Septembers ist auch eine Geschichte zusammenbrechender Kooperation. Ein bis zur blinden Routine in den üblichen Katastrophenszenarien perfektioniertes Zusammenspiel

satz ist dadurch bestimmt und erschwert, dass unterschiedliche Professionen mit unterschiedlichem Know-how, verschiedenen Werkzeugen und Methoden am Werk sind. Entscheidend ist, diese Ressourcen-Vielfalt so zu steuern, dass aus einem Nebeneinander oder gar unbeabsichtigten Gegeneinander ein abgestimmtes Miteinander wird.

Kooperation – professionelle Vielfalt statt Einfach

Überträgt man diese Feuer-Metapher auf "heiße" Eltern-Konflikte, dann hat man es auch hier mit einer Reihe von "Einsatzkräften" zu tun, die mit höchst unterschiedlichen Vorstellungen bezüglich des Problems, seiner möglichen Lösung und der eigenen Rolle dabei zugange sind. Entsprechend unterschiedlich ist auch das eingesetzte "Handwerkszeug". Eine Richterin kann Beschlüsse fassen, während Berater (mitunter zu lange) versuchen, im Gespräch zu bleiben. Auch die institutionellen Vorgaben und Spielräume sind sehr verschieden. Während ein Richter in seinen Entscheidungen keinerlei Weisungen unterliegt, ist der Mitarbeiter des Jugendamtes in seiner Autonomie durch die Amtshierarchie eingeschränkt. Ganz entscheidend ist auch die unterschiedliche Ausstattung mit formaler Macht. Während Berater auf die Kraft der eigenen neutralen Position zwischen den Eltern und die Macht des (überzeugenden) Wortes setzen, sind die Machtmittel von Jugendamt und mehr noch des Gerichts von ganz anderer Art. Das Gericht kann so weit gehen, durch den (angedrohten) Einsatz von Zwangsmitteln einen Veränderungsdruck zu erzeugen.

Alle Bemühungen der unterschiedlichen professionellen Akteure, mit dem hohen Maß an destruktiver Energie und der großen Zahl "infizierter Mitstreiter" alleine fertig werden zu wollen, scheinen mir wenig aussichtsreich. Abgestimmte professionelle Vielfalt sind Erfolg versprechender als ein mehr-desselben-Tun mit dem immer gleichen Werkzeug. Letzteres entspricht dem Sprichwort: "Wer nur einen Hammer hat, für den besteht die Welt aus Nägeln". Kooperation scheint mir dagegen ein überaus starkes "Gegenmittel" für hoch eskalierte Konflikte, weil sie im Idealfall das angesprochene Breitband-Spektrum an Handlungsmöglichkeiten eröffnet. Der Kooperationsweg verspricht mehr ("handwerkliche") Vielfalt, Kreativität und Passgenauigkeit bei der Auswahl dessen, was man in einem "heißen" Eltern-Konflikt besser tun oder unterlassen sollte.

Entscheidend ist, dass es bei einer gelingenden Kooperation zu einer Verknüpfung der unterschiedlichen Möglichkeiten kommt, die den verschiedenen Professionen und Institutionen jeweils zu eigen sind. Die Fachkräfte aus Familiengericht, Jugendamt und Beratungsstelle decken mit ihren unterschiedlichen Ausrichtungen

der unterschiedlichen professionellen Kräfte war zum Erliegen gekommen. Das professionelle Kommunikations-Netzwerk, die Aufbau- und Ablauforganisation der Hilfskräfte, war angesichts des Ausmaßes des hereinbrechenden Desasters kollabiert. An die Stelle koordinierten planvollen Handelns war heldenhafter, aber tödlicher Aktionismus vereinzelter Individuen oder kleiner isolierter Einheiten getreten. Die linke Hand wusste nicht mehr, was die Rechte tat.

ein weites Feld ab, das von unterschiedlichen Formen der Hilfe auf der einen Seite bis hin zu Grenzsetzung, Kontrolle und Zwang am anderen Ende reicht.

Rollen-Erweiterungen der professionellen Akteure als Voraussetzung für Kooperation am Beispiel der Beratung – "der Berater (auch) jenseits von Beratung"

Wenn die Mittel der Beratung zur Deeskalation eines Eltern-Krieges ausgeschöpft sind, ist der Übergang zu einem anderen Denken und Handeln notwendig. An dieser Stelle ist zweifellos eine zweifache Ergänzung auf Beraterseite¹⁰ nötig.

Zum einen geht es um eine Erweiterung von eigener Identität und Rolle. Für Berater heißt das zunächst, die Grenzen der "talking-cure" im Blick zu haben. Dies ist dann der Fall, wenn lang anhaltende "Beziehungsbrände" die Fähigkeit, dem anderen zuhören zu können bei den Beteiligten zerstört haben. Wo die Bereitschaft und die Fähigkeit zur Empathie einer "aktiven Negation" des Gegners gewichen ist, ist Beratung nicht mehr das Mittel der Wahl. Worte allein genügen jetzt – im Unterschied zur "normalen" Beratung/Therapie – angesichts der völlig verhärteten Fronten nicht mehr. Die Ausgestaltung eines Grenzen setzenden und kontrollierenden settings tritt jetzt in den Vordergrund. Die Klarheit der äußeren Form wird jetzt wichtiger als der wortreiche Inhalt oder anders ausgedrückt, der begrenzende Rahmen ist jetzt wichtiger als das Bild. An diesem Punkt geht es also darum, die "therapeutische" Wirkung Grenzen setzender Strukturen und Rituale wahrzunehmen. Ohne Verständnis und Wertschätzung für deren deeskalierende Qualität wird es unmöglich, diesen Wechsel von der (beratenden) Hilfe zu Grenzsetzung und Kontrolle – und bei Bedarf zurück – in das eigene Rollenrepertoire zu integrieren.

Die zweite entscheidende Veränderung für Beraterinnen besteht darin, mit einer grundsätzlichen Kooperationsneugier auf jene professionellen Akteure zuzugehen, die über andere (Macht-)Mittel und Interventionsmöglichkeiten verfügen. Gelingende Kooperation setzt jedoch Wissen und Informationen über die Arbeitsweisen, Möglichkeiten und Grenzen des Handelns der anderen professionellen Akteure voraus, "denn bei Kooperationspartnern, die einer anderen Handlungslogik folgen, hilft es nicht weiter, vom eigenen Verhalten auf das des anderen zu schließen. Im Gegenteil: Dies zu tun kann die Kooperation beeinträchtigen, weil so unter Umständen Erwartungen entstehen, die von den Kooperationspartnern nicht zu erfüllen sind." (Seckinger M. 2001) Es geht also darum, sich der unterschiedlichen Systemlogik eines Jugendamtes, eines Familiengerichts und deren Rollenträger bewusst zu werden. Wo klare Vorstellungen über das Aufgaben- und Angebotsprofil der anderen Profession/Institution fehlen, bleibt Kooperation eine inhaltsleere Heilsformel.

¹⁰ Analog zu einem erweiterten Verständnis von Beratung "jenseits von Beratung" bedarf es der Überlegung, welche Identitäts- und Rollenerweiterungen auf Seiten der anderen professionellen Akteure in der Arbeit mit hoch eskalierten Eltern-Konflikten notwendig sind, damit sich eine Kooperation mit den anderen Professionen entwickeln kann.

Der Prozess der Kooperation: Identität – Koexistenz – Interaktion

Im Folgenden geht es mir darum, einen Blick hinter den inflationären und oft inhaltsleeren Gebrauch des Kooperationsbegriffs zu werfen und das Verständnis für das Phänomen Kooperation zu vertiefen.

Die Entwicklung der Kooperation lässt sich mit Hilfe eines Vergleichs aus der Welt des Theaters in 3 Stufen/Ebenen beschreiben: Identitätsfindung – Koexistenz – Interaktion. Jakubeit und Schattenhofer beschreiben mit dieser 3-stufigen Analogie zum Masken-Theater den Migrationsprozess. Ich habe dieses Theaterbild in der Hoffnung beibehalten, dass es dem Leser die Annäherung an das folgende Modell zum Prozess der Kooperation erleichtert.

Identität – Koexistenz – Interaktion

1. Akt: Identitätsfindung – Entwicklung eines (Selbst-)Konzepts im Modus der Selbstbezogenheit

"Der gemeinsame Rahmen, der begrenzt vorhandene Raum ist die Bühne ... Ein Maskenspieler betritt die Bühne, sucht sich den für ihn passenden Platz. Durch sein Handeln in Gestik und Bewegung und durch sein Äußeres füllt er allmählich seine Rolle. In der Gestaltung des eigenen Ausdrucks findet er seine Eigenheit. Für die Zuschauer wird er in seiner Rolle und Besonderheit identifizierbar. Er entwickelt seine Identität. Es ist ein Prozess, für den er und die Zuschauer Zeit brauchen. Ist der Prozess der Identitätsfindung zu kurz, so bleiben seine Rolle und Identität blass, unscharf und unklar, und zwar für ihn, den Akteur selbst und die Zuschauer.

In diesem ersten Akt haben alle auftretenden Spieler die Möglichkeit, nacheinander allein auf der Bühne ihre Existenz zu entwickeln." (Jakubeit G./ Schattenhofer K., 1996)

Übertragung: Auf der Stufe der Identitätsfindung geht es um ein allmählich sich entwickelndes Verständnis des jeweiligen Grundthemas und der möglichen eigenen Rolle dabei. Am Anfang steht die inhaltliche Auseinandersetzung mit einem noch fremden "Gegenstand". Häufig sind es Grenzerfahrungen (z. B. des eigenen Scheiterns), die einen krisenhaften Zustand der "Verstörung" auslösen. In der Arbeit mit hoch strittigen Fällen erlebten wir regelmäßig, was es heißt, mit unserem beraterisch-therapeutischen Latein am Ende zu sein. Zwischen dem hochgeschraubten Konfliktniveau dieser Eltern und unserem naiven Verständnis von zwischenmenschlichen Spannungen und deren Bearbeitung mittels Beratung/Therapie lag eine unüberbrückbare Kluft. Auf der Suche nach passenden Erklärungen für das hohe Eskalationsniveau, Grundhaltungen und Methoden für den Umgang damit erwies sich das Modell der Konflikteskalation von Glasl als ein wichtiger Anstoß für die Entwicklung eines eigenen umfassenden Konzepts. (Glasl F., 1994) Auf diesem Hintergrund entstand das dreistufige Eskalationsmodell, das die ganze Bandbreite menschlicher Destruktivität von einer vorübergehenden Verhärtung der Streitparteien bis hin zur absichtlichen seelisch-körperlichen Vernich-

tion des Gegners beschreibt. (Alberstötter U., 2004) Das Modell erwies sich als brauchbares Konstrukt, um sich ein Bild über die Intensität des Konflikts und seine Ausweitung zu einem komplexen Problemsystem zu machen. Das 3-stufige Eskalationsmodell erfüllt die Funktion einer "theory of the thing" (David Kantor). Es wirkt als theoretischer Verständnisrahmen für hoch strittige Konflikte und darüber hinaus als handlungsleitendes Basiskonzept.

Parallel zu dieser grundsätzlichen Konstruktion von Eskalationsprozessen entwickelten sich "Bilder", Ideen und Konzepte im Hinblick auf die Möglichkeiten und Grenzen für eine Veränderung ("theory of change"¹¹) und ein wachsendes Bewusstsein für das eigene methodische Handeln ("practice modell"). Die Entwicklung von zentralen Schlüsseltheorien zu einem "Gegenstand", von Veränderungskonzepten und praktischem "Handwerkszeug" hatte zusammengenommen eine identitätsstiftende Funktion im Hinblick auf eine erweiterte Rolle als "Berater (auch) jenseits von Beratung" in der Arbeit mit hochgradig zerstrittenen Eltern, die nicht freiwillig um Hilfe nachsuchen.

Beratung wird im Allgemeinen wie Therapie ausschließlich mit dem Kontext "Hilfe" assoziiert. Um der Rollenerweiterung von Beratern in hoch eskalierten Konflikten in Richtung Grenzsetzung und Kontrolle Rechnung zu tragen, habe ich die Beschreibung "Berater auch jenseits von Beratung" gewählt. Diese etwas paradox klingende Beschreibung soll deutlich machen, dass die originären Qualitäten von Beratung nicht angesichts der geforderten Rollenerweiterung untergehen, sondern gewissermaßen in einem stand-by-Status immer präsent bleiben und jederzeit – wenn die Parteien eine auch nur minimale Gesprächsbereitschaft signalisieren – aufgerufen werden können. Der Begriff verweist so gesehen auf das schwierige (professionelle) Umschalten von "Hilfe" auf "Grenzsetzung/Kontrolle" und nach Möglichkeit zurück.¹²

Vergleichbare Prozesse der Identitätsfindung und Rollenerweiterung ließen sich sicherlich auch für die Vertreter der anderen beteiligten Professionen und Institutionen (Jugendamt, Familiengericht ...) beschreiben.

Wesentlich im Hinblick auf das Thema Kooperation ist, dass sich diese notwendige Entwicklung der Identität in einem Zustand der Selbstbezogenheit vollzieht. Die umgebende komplexe "Landschaft", das Spielfeld mit den anderen professionellen Akteuren als mögliche Kooperationspartner ist in diesem Entwicklungssta-

¹¹ Zu einer Theorie der Veränderung gehört immer auch eine Theorie hinsichtlich der Widerstände gegen eine Veränderung. Wichtige Fragen sind folglich auch: was ist mein Konzept zur Entstehung von und zur Auseinandersetzung mit Widerständen? Wann, unter welchen Umständen ist mit welchen Formen des Widerstands zu rechnen? Was sollte man tun beziehungsweise unterlassen?

¹² Das Umschalten zwischen den beiden Beziehungsmodi „Hilfe“ auf „Grenzsetzung/Kontrolle“ ist natürlich nicht nur ein Beraterproblem, sondern ein zentrales Thema in der sozialen Arbeit und darüber hinaus ein (zwischen)menschliches Grundthema, dessen Gelingen/Misslingen in allen Kontexten besichtigt werden kann, wo Frauen und Männer, Eltern und Kinder, Lehrer und Schüler, soziale Gruppen, Nationen (unausweichlich) miteinander zu tun haben.

dium wenn nicht völlig ausgeblendet, so doch stark unterbelichtet. Andere involvierte Institutionen, deren Systemlogiken und Rollenskripte für ihre Akteure sind (noch) nicht sichtbar oder allenfalls in klischeehaften grobkörnigen Bildern vorhanden.

2. Akt: Koexistenz – der Modus des Nebeneinander

"Ein Protagonist agiert bereits auf der Bühne. Ein zweiter Spieler kommt hinzu und sucht seinen Platz. Er muss sich jedoch daran orientieren, dass er nicht die gesamte Bühne zur Verfügung hat, sondern dass ein gewisser Raum bereits besetzt ist. Beide Akteure nehmen sich in ihrer Existenz wahr, müssen sich damit auseinandersetzen, dass der Bühnenraum geteilt werden muss. Sie müssen herausfinden, wer der andere ist und was er will. Es laufen zwei Prozesse, der der Identitätsfindung und des nebeneinander Koexistierens parallel. Beide suchen ihre Existenz in der Koexistenz, aber jeder für sich. Sie agieren noch nicht direkt miteinander und aufeinander bezogen. Wie der erste Prozess, so braucht auch dieser ausreichend Zeit, damit der angemessene Ort auf der Bühne gesucht und das Nebeneinander ausgehalten werden kann." (Jakubeit G./ Schattenhofer K., 1996)

Übertragung: Die anderen, im konkreten Fall beteiligten Berufsgruppen (Richterinnen, Sozialarbeiter, Beraterinnen ...) und ihr institutioneller Hintergrund (Gericht, Jugendamt, Beratungsstelle ...) werden auf dieser Stufe wechselseitig füreinander sichtbar. Das formale System wird für die Beteiligten jetzt durchsichtig. Das Handeln der anderen professionellen Akteure wird wahrgenommen und bewertet. Es wird im schlechtesten Fall als störend, im besten Fall als hilfreich, weil kompatibel mit dem eigenen "richtigen" Vorgehen wahrgenommen. Die Akteure bleiben jedoch auf dieser Stufe für sich beziehungsweise innerhalb der eigenen Profession, der eigenen Institution. Ein fachlicher Austausch im Sinne eines wechselseitigen Erklärens des eigenen Denkens und Handelns im konkreten Fall oder gar die Entwicklung von Lösungen mit Kompromisscharakter, die den verschiedenen "Weltansichten" Rechnung tragen, findet (noch) nicht statt. Eine aktive absichtliche Kooperation gibt es auf dieser Stufe nicht. Es wird lediglich den formalen Minimalpflichten Rechnung getragen, die jedoch an keinerlei Erwartung einer Reaktion des anderen in den Fall involvierten professionellen Dritten gekoppelt ist. Beispiel: Das Gericht teilt dem Jugendamt nach Eingang eines Scheidungsantrags dieses Faktum mit, worauf das Jugendamt dann seinerseits mit seiner Dienstleistung tätig wird. Derartige Mitteilungen haben also einen linearen Charakter. Austauschprozesse sind nicht damit intendiert. Diese Art des Nebeneinanderarbeitens in einem Fall – jeder macht seine Arbeit ohne einen wechselseitigen Austausch – ist funktional und dem größten Teil der Fälle angemessen. Alles mehr an Zusammenarbeit käme einer unnötigen Vergeudung zeitlicher und finanzieller Ressourcen gleich. Auch ein Handeln auf der Basis von regionalen Zuständigkeiten oder die gezielte Weiterverweisung bei eigener Nichtzuständigkeit sind weitere Beispiele für Koexistenz.

Der von einer Richterin anlässlich einer gemeinsamen Veranstaltung geäußerte Vorschlag, dass sich das Jugendamt doch schnell mit dem Gericht in jenen Fällen

in Verbindung setzen sollte, die bereits eine (längere und konflikträchtige) "Jugendamtsgeschichte" haben, verweist auf die Grenzen solchen ressourcensparenden Nebeneinanders bei hoch eskalierten chronischen Eltern-Konflikten.

3. Akt: Interaktion – "nice to need you"

"Wenn jeder Spieler seine Identität entwickelt und die Existenz und seinen Platz neben dem anderen auf der Bühne gefunden hat, können erste Kontakte miteinander aufgenommen werden, es wird interagiert, d. h. sie beziehen sich in ihrem Handeln aufeinander. Die Qualität der Interaktion kann reichen von Negieren (so tun, als sei der andere gar nicht da), über vorsichtiges Annähern, über freundliches Miteinanderumgehen bis hin zu Verdrängung und offen zur Schau gestellten Feindseligkeit. Wie das Stück ausgeht, ist offen." (Jakubeit G./ Schattenhofer K., 1996)

Übertragung: Erst auf der Grundlage einer Identität als "Berater auch jenseits von Beratung" und der bewussten Wahrnehmung der anderen koexistierenden Disziplinen sind absichtliche substanziale Austauschprozesse mit den Vertretern des Jugendamtes und des Familiengerichts möglich. Erst jetzt kann von einer professionellen "Neugier" für das (System)Denken und -Handeln der anderen Akteure und von einer grundsätzlichen Bereitschaft zur Anerkennung anderen Handelns als grundsätzlich sinnvoll und merkwürdig ausgegangen werden. Die Beteiligten sind bereit, Unterschiede gelten zu lassen und zu verhandeln. "Kooperation und Koordination leben von der Unterschiedlichkeit; sie ist Ausdruck von und zugleich Antwort auf Spezialisierung und Differenzierung, auf Arbeitsteilung und Abgrenzung. Deshalb müssen sich die Kooperationspartner über ihre Differenzen verständigen und zum Konsens über die Anerkennung der jeweiligen Grenzen und Zuständigkeiten gelangen." (von Kardorf in Seckinger, 2001)

Erst auf der Basis dieses Dreiklangs von "Neugier", Anerkennung und Differenzbalance kann über Formen der Zusammenarbeit und die Übersetzung in eine ganz konkrete Kooperationspraxis im Einzelfall gesprochen werden.

Formen der Zusammenarbeit im Sinne von (positiver) Interaktion: Koordination – Kooperation – Koevolution

Im Interaktionsmodus sind aus meiner Sicht 3 Formen von besonderer Bedeutung: Koordination, Kooperation und Koevolution. Dieser begrifflichen Trennung liegt die Idee einer unterschiedlichen Ausprägung innerhalb der beiden Dimensionen Vertrauen und Wissen zugrunde, d. h. Koordination, Kooperation und Koevolution unterscheiden sich voneinander einerseits durch das Maß an personaler Vertrautheit der professionellen Akteure und andererseits durch Wissen über die Funktionsprinzipien der institutionellen "Welt" der jeweils anderen Kooperationspartner.

Koordination

Begriffliche Abgrenzung. Bei der Koordination steht die Optimierung von Verfahrens- und Organisationsabläufen im Vordergrund. Damit ein koordiniertes Handeln

stattfinden kann, müssen in zugrundeliegenden Aushandlungsprozessen "Spielregeln" für das jeweilige Handeln an den Schnittstellen vereinbart werden. Im Unterschied zur Kooperation besteht bei einem koordinierten Handeln nur eine lose Kopplung der beteiligten Handlungssysteme und ihrer Akteure. Es kommt lediglich bei der "Übergabe" an der System-Grenze zu einem Kontakt. Ansonsten sind die Handlungssysteme in ihrer internen Arbeitsweise völlig selbständig. Die anderen Akteure werden bei der weiteren eigenen Bearbeitung nicht mehr weiter mitgedacht. Es besteht somit keine Schnittmenge, die von beiden Systemen geteilt wird. Koordination bedarf keiner persönlichen Bezogenheit der professionellen Akteure im Sinne von Vertrauen und setzt auch kein profundes Wissen über die system-internen Arbeitszusammenhänge der Partner voraus. Ein Beispiel für Koordination ist das Handeln der Akteure im Rahmen eines festgelegten Zeitplanes. Wird eine abgesteckte Frist erreicht, erfolgt eine Handlung z. B. in Form einer Information des anderen Akteurs.

Kooperation

Begriffliche Abgrenzung. Kooperation lässt sich als sozialer Zusammenhang beschreiben, in der "gleichgerichtete Wechselbeziehungen zwischen den Zielen der Akteure bestehen und diese auch subjektiv wahrgenommen werden." (Seckinger, 2001) Anders ausgedrückt: Kennzeichnend für eine Kooperation ist, dass die Akteure ihre eigenen Ziele nur in dem Maß erreichen, wie auch der oder die anderen ihre Ziele erreichen. In ihrer gemeinsamen Ausrichtung auf ein Ziel kommt es zu einer festen Kopplung der Kooperationspartner. Wer wirklich kooperiert, teilt mit den anderen Kooperationspartnern einen Zustand der Interdependenz. Mann/Frau handelt aus dem Wissen, zur Erreichung des übergeordneten Ziels den Anderen/die Andere zu brauchen – "nice to need you!"

3. Zentrale Wesensmerkmale von Kooperation und ihre Übersetzung in Handlungsformen im Kontext hoch strittiger Elternkonflikte

Vertrauen und Struktur-Wissen – Das Auftragsgespräch als Beginn einer vertrauensvollen und wissensgestützten Kooperation?

Dem Auftragsgespräch zwischen einem Berater (Auftragnehmer) und dem potenziellen Auftraggeber aus Jugendamt/Familiengericht fällt eine wesentliche Bedeutung zu im Hinblick darauf, ob es im konkreten Fall zu einer Kooperation kommt oder nicht. Es wird zu einem wichtigen vertrauensbildenden und konzeptionellen Ereignis – oder auch nicht. Ohne Vertrauen und Wissen keine Kooperation. Durch Vertrauen und Wissen geprägte Strukturen verschaffen den Akteuren ein gewisses Maß an Sicherheit, dass die eingegangenen (Arbeits)Beziehungen auch im Krisenfall stabil bleiben. Und Krisen sind aufgrund des häufig zu beobachtenden Verhaltens von hochstrittigen Parteien, Dritte zu spalten eher die Regel als die Ausnahme.

Die folgenden inhaltlichen Punkte und Fragen können helfen, einen persönlich-fachlichen Annäherungsprozess mit Blickrichtung Kooperation im Auftragsgespräch zu strukturieren:

- **die realistische Einschätzung des Eltern-Konflikts und der noch vorhandenen Ressourcen.** Dabei geht es zum einen um einen Austausch über die wahrgenommene Intensität des Eltern-Konflikts. Wie "heiß" ist der Konflikt? Auf welcher Eskalationsstufe ist der Konflikt einzuordnen? Darüber hinaus können Skalierungsfragen hilfreich sein im Hinblick auf das Gefahrenpotenzial des Konflikts. Beispiel: Für wie gefährlich halten die Kooperationspartner den Konflikt für das Kind auf einer Skala von 0 – 10, wobei 10 für das Gefahrenmaximum steht? Was sind die individuellen konfliktanheizenden Beiträge? Wie wirken diese in der Koproduktion des Konflikts aufeinander? Welche systemischen Konflikt-Muster sind beschreibbar? Zum anderen geht es um die Erkundung noch vorhandener Stärken und Ressourcen der Eltern (als Vater, als Mutter), die trotz der wechselseitigen Negativbeschreibungen noch sichtbar sind und genutzt werden können.
- **Ausdehnung des Konfliktsystems erkunden.** Es empfiehlt sich, eine "Landkarte" des Problem-Systems z. B. in Form eines Soziogramms anzufertigen. Wer sind die wichtigen Mitspieler im Hintergrund? Wer gießt Öl ins Feuer und sollte Idealerweise begrenzt werden? Gibt es noch Beteiligte, die sich konstruktiv verhalten? Wie können sie in den angestrebten Entspannungsprozess einbezogen werden?
- **Verständigung über Ziele und Erwartungen** im Hinblick auf den hoch eskalierten Eltern-Konflikt. Was soll erreicht werden? Was wäre ein Erfolg? Was müsste sich für das betroffene Kind verändern, damit von den professionellen "Kontrolleuren" Entwarnung gemeldet werden kann?
- **Wechselseitige Offenlegung der mit der Kooperation verbundenen Kommunikationserwartung.** Hier steht die Frage der wechselseitigen Information im Mittelpunkt. Welche grundsätzlichen Informationen stehen noch aus? Welche basalen Informationen kann der Auftraggeber dem Auftragnehmer zur Verfügung stellen, z. B. den Gerichtsbeschluss, Stellungnahmen des Jugendamtes, Gutachten ...? Wie soll der Austausch künftig aussehen? Welches Konzept von Rückmeldung haben Auftraggeber und Auftragnehmer? Was soll vom Auftragnehmer mitgeteilt werden? Zu welchen Rückmeldungen ist er bereit? Wo sieht er sich durch die Schweigepflicht gebunden? Wie geht er mit der Schweigepflicht um? Gibt es einen schriftlichen Bericht? Wenn ja, was enthält er?
- **Ausloten der individuellen, rollen- und institutionsbedingten Grenzen.** Was sind die Mittel der Wahl, mit denen der Konflikt angehalten werden soll? Was geht für den einzelnen Akteur und was geht nicht? Welche ethischen Konzepte vertreten die Kooperationspartner im Hinblick auf Grenzsetzung und Kontrolle, Vertrauensschutz und Schweigepflicht? Die Erörterung der Frage nach den Mitteln ist besonders bedeutsam, wenn man den Krisenfall ins Auge fasst. Zu welchen Formen der Grenzsetzung und Zwangsmittel ist der einzelne Akteur bereit und qua Rolle in der Lage?

- **Vereinbarung eines längerfristigen Handlungsprogramms** eingebunden in einen zeitlichen Rahmen. Was ist vom wem zu tun und was sollte tunlichst unterlassen werden? Wer macht was bis wann?
- **Wege und Modalitäten des (kurzfristigen) Informationsaustausches im Krisenfall.** Wird ein "heißer Draht" vereinbart und wenn ja, wie funktioniert er? Dabei geht es um Fragen wie die wechselseitige Erreichbarkeit und die Vertretung durch Kollegen.
- **Ergebnisüberprüfung und Auswertung.** Was soll Inhalt des Auswertungsgesprächs sein, das den formalen Abschluss einer Maßnahme beziehungsweise einer Phase darstellt? Wann soll die Auswertung erfolgen?
- **Konkrete Planung des anstehenden (gemeinsamen) Einstiegs in die Arbeit mit den Eltern.** Wo soll das erste Gespräch stattfinden? Wer übernimmt welchen Part im Gespräch? (Rollenklärung)

Direkte Interaktion und "öffentliche" Demonstration der Kooperation – das gemeinsame Erstgespräch mit den Eltern

Bei der Koordination treten die Partner nicht gemeinsam öffentlich in Erscheinung. Direkte Kommunikation (im face-to-face-Kontakt) spielt eine untergeordnete Rolle. Bei der Kooperation dagegen betreten die Kooperationspartner in einer gemeinsamen Inszenierung die "Bühne". Die Art ihrer Interaktion wird zu einem offensichtlichen Ereignis für die anderen Beteiligten. Aber nicht nur während des gemeinsamen Auftretens sondern auch im Vorfeld und bei der nachbereitenden Reflexion kommt es zu einer direkten Interaktion. Kooperation im Sinne eines gemeinsamen Auftretens bietet eine Reihe von Chancen in der Arbeit mit hoch strittigen Eltern.

Auf dem Hintergrund meiner systemischen Familientherapieausbildung hatte ich die Tendenz, Eltern-Paare nach der Zuweisung durch das Jugendamt/Familiengericht sehr schnell zu gemeinsamen Verhandlungen an einen Tisch zu bringen. So hatte ich auch versucht, Frau S. zu einem gemeinsamen Gespräch über die strittige Umgangsregelung mit ihrem Ex-Mann in die Beratungsstelle einzuladen. Frau S. machte mir jedoch sofort unmissverständlich klar, dass sie unter keinen Umständen dazu bereit wäre, mit ihrem Ex-Mann auch nur eine Minute in einem Raum zu verbringen. In meiner ersten Verwunderung konfrontierte ich sie mit dem Argument, dass sie doch auch vor Gericht mit ihrem Ex-Mann in einem Raum gewesen sei. Frau S. konterte darauf, dass ich aber eben nicht der Richter sei. Damit hatte sie vollkommen recht. Ich hatte also die Frage der formalen (Vorladungs)Macht völlig außer Acht gelassen. Berater sind verwöhnt, auf freundliche und fachlich begründete Einladungen zu einem Gespräch mit beiden Eltern in der Regel keinen Korb zu bekommen. Die Ablehnung von Frau S. lieferte einen wichtigen Beitrag zu der Einsicht, dass die Arbeit von Beratern mit hoch strittigen Eltern nur in einem Schulterschluss mit anderen professionellen Dritten möglich ist, die über ein größeres Maß an formaler Macht verfügen. Kooperation wurde für

mich seither zu einer zentralen "theory of change" bei hoch eskalierten Eltern-Konflikten.

Die Episode mit Frau S. hat – neben anderen Erfahrungen – dazu geführt, Erstgespräche mit den Eltern nicht mehr allein zu führen, sondern gemeinsam mit dem Sozialarbeiter des Jugendamts oder der RichterIn, also mit den zuweisenden Instanzen, die mit formaler Macht ausgestattet sind und denen eine solche in der Wahrnehmung der Konfliktparteien quasi automatisch zugeschrieben wird. Es hat sich als hilfreich erwiesen, dass die "mächtigen" Vertreter des Jugendamtes bzw. des Familiengerichts formal als "Einlader" für das Erstgespräch fungieren. Dem auf diese Weise erzwungenen gemeinsamen Auftreten der Eltern kommt eine dreifache Bedeutung zu:

1. Es gibt einen unmittelbaren Aufschluss über den Willen und die aktuellen Möglichkeiten der Eltern, im Hinblick auf das Ziel einer zumindest minimalen Kooperation zwischen den Eltern. Aus einem solchen "diagnostischen Erkenntnisinteresse" ergeben sich eine Reihe interessanter Fragen: Wie platzieren sich die Eltern zueinander? Sind sie einander zugewandt oder abweisend in ihrer Körpersprache? Wie reden Sie miteinander, vertraulich oder auf maximale sprachliche Distanzierung bedacht, wie dies im Extremfall bei jenen Elternpaaren der Fall ist, die vom jeweils anderen als dem Herrn X. beziehungsweise der Frau Y. sprechen. Die Antworten auf diese Fragen liefern wichtige Hinweise auf das Konfliktniveau.

2. Das gemeinsame Gespräch gibt Aufschluss über die Bereitschaft der Eltern zur Kooperation mit den professionellen Dritten. Wie viel Feindseligkeit vs. Vertrauen wird ihnen von dem jeweiligen Elternteil entgegengebracht?¹³

3. Nicht zuletzt kann das gemeinsame Gespräch zu einer Demonstration gegenüber den Eltern werden, dass die fallzuständigen Mitarbeiter der Beratungsstelle, des Jugendamts und des Familiengerichts zusammenarbeiten und nicht gewillt sind, sich zwischen den Fronten zerreiben und ausspielen zu lassen. Dies kann für bestimmte Routinen des Austausches und insbesondere für den Krisenfall als Grundprinzip geltend gemacht werden, in dem der "heiße Draht" zwischen den Institutionen als schneller Dienstweg selbstverständlich genützt wird. Die (schriftliche) Entbindung von der Schweigepflicht durch die Eltern dokumentiert die enge

¹³ In diesem Zusammenhang gibt es eine aufschlussreiche Beobachtung. Ich biete allen Klienten, die in die Beratungsstelle kommen (müssen), etwas zu trinken an. Was die Annahme dieses Angebots angeht, gibt es einen signifikanten Unterschied zwischen "freiwilligen" Klienten und jenen, denen aufgrund ihres hoch eskalierten Konflikts eine Zwangsmaßnahme (wie z. B. ein begleiteter Umgang) auferlegt ist. Klienten, die gezwungenermaßen kommen (müssen), lehnen mit sehr großer Wahrscheinlichkeit das Angebot ab. Etwas anzunehmen, noch dazu etwas, das (im wahrsten Sinne des Wortes) aufgenommen wird, ist – so die Annahme – mit erheblichen Gefahren verbunden. Das, was sich hier auf der körperlichen Ebene zeigt, symbolisiert möglicherweise die grundsätzliche Weigerung, eine andere Sichtweise aufzunehmen, die die eigene (Mit)Verantwortlichkeit am Konflikt thematisiert.

Form der Zusammenarbeit in Abgrenzung zur "normalen" (Paar)Beratung/Therapie bei einem niedrigen Konfliktniveau (Stufe 1).

Diese strategischen Überlegungen setzen freilich ein Mindestmaß an Kooperation voraus. Nur dort, wo es zu einer Anknüpfung der unterschiedlichen Perspektiven, Konzepte kommt und infolgedessen eine Richterin, ein Sozialarbeiter und eine Beraterin "zusammen spielen", kann eine nachhaltige Wirkung gegenüber den zerstrittenen Eltern erzielt werden. Kooperation unterscheidet sich folglich von der Koordination auch durch die feste Kopplung der Kooperationspartner.

Informationskultur und Prozess-Wissen – der schriftliche Bericht als wichtiger Teil der Informationskultur – Schweigepflicht, ein reformbedürftiges Konzept bei Eltern-Kriegen

Seckinger weist auf die "überragende Bedeutung des Umgangs mit Informationen für den Verlauf von Kooperationen" hin. (Seckinger M., 2001) Dabei geht es weniger um das statisch-strukturelle Wissen über die grundsätzliche Funktionsweise des Kooperationspartners in seinem institutionellen und professionellen Kontext, sondern um ein Prozess-Wissen zum "aktuellen" Stand der Dinge in einem gemeinsamen Fall. Dieses ist Voraussetzung für angemessene Handlungsentscheidungen der anderen Kooperationspartner.

Schriftliche Berichte zum Abschluss eines festgesetzten Zeitraums sind ein zentrales Mittel, um Kooperationspartner über die Entwicklungen auf dem Laufenden zu halten. Für den begleiteten Umgang haben sich aus meiner Sicht 3 bis maximal 6-monatige Phasen bewährt. Zeiträume mit einem relativ nahen Zeithorizont stärken die Überprüfbarkeit der getroffenen Vereinbarungen. Der schriftliche Bericht, der an die Kooperationspartner (sowie an die Eltern) geht und den Abschluss einer Phase markiert, ist aus meiner Sicht eine Standardaufgabe im Dienste der Kooperation. Berichte in dieser Frequenz schaffen längerfristig eine Transparenz-Routine, die Kooperation fördert.

Mit ihrer grundsätzlichen Funktion, Transparenz über den Gang der Dinge herzustellen, bieten die Berichte natürlich auch die große Chance, positive Entwicklungen zu würdigen. Die Aufgabe auf Beraterseite beinhaltet die Kunst, in Zeiten des Eltern-Krieges selbst kleine Veränderungen in Richtung Deeskalation wahrzunehmen. Der schriftliche Bericht kann helfen, "positive Miniaturen", kleinste gemeinsame Nenner zwischen den Eltern und konstruktives Elternverhalten zu sichern, die in der negativen Wahrnehmungshypnose der Streitparteien in der nächsten Krise untergehen würden. Wenn dies gelingt, können positive Rückmeldungen zu einer heilsamen Verstärkung in einer Negativkultur wechselseitiger Entwertung werden. Ohne ein Berichtswesen, das auch kleine positive Veränderungen festhält und zum Bestandteil der Akte macht, entsteht bei bloßer Koexistenz für die anderen beteiligten professionellen Akteure bei einem erneuten "Waffengang" vor dem Gericht/dem Jugendamt die Suggestion des totalen Scheiterns und der völligen Nichtübereinstimmung. (Alberstötter U., 6/2004)

Eine kooperative Haltung fördert die Bereitstellung von Informationen für die Kooperationspartner und unterstützt damit deren Handlungs- und Entscheidungsfähigkeit. Der schriftliche Bericht in dem von mir vertretenen Sinn steht in Spannung mit der Ideologie der Schweigepflicht, jener "heiligen Kuh" der Beratung, die aus meiner Sicht in der Arbeit mit hoch strittigen Eltern gänzlich fehl am Platz ist. Die Schweigepflicht im Kontext von hoch eskalierten Eltern-Konflikten nicht zu hinterfragen, heißt einen Therapie-Kontext zu erzeugen, der angesichts eines "Krieges", der mit allen Mitteln geführt wird, längst nicht mehr gegeben ist. Im Fall eines chronischen Eltern-Krieges sind Beratung/Therapie und damit auch das hohe Gut der Schweigepflicht am Ende. Kooperation wurde von mir als Ausweg aus der Handlungsunfähigkeit der professionellen Akteure in Eltern-Kriegen beschrieben. Sie setzt jedoch wechselseitige Information voraus. Weber sieht in der "alten Abstinenzpraxis der Beratungsstellen die Gefahr, dass das Gericht ohne Rückmeldung und Information über Beratungsergebnisse bleibt. Dem Richter bleibt dann nichts anderes übrig, als das Verfahren wieder an sich zu nehmen – und die Beratung hat sich mit ihren eigenen (Schweige)Prinzipien aus dem Spiel gebracht" (Weber M., 1999). Schweitzer warnt generell vor professionellen "Schweigepflicht-Spielchen" als Hinderungsgrund für Kooperation (Schweitzer J., 1998). Wer kooperieren will, kann nicht schweigen. Fazit: Bei Eltern-Kriegen ist das Konstrukt der Schweigepflicht im Hinblick auf die Kooperation der professionellen Akteure revisionsbedürftig.

Koevolution

Bei den bisher beschriebenen Formen der Zusammenarbeit stand die vertrauens- und wissensgestützte Beziehung einzelner professioneller Akteure bezogen auf die konkrete "Fallarbeit" im Mittelpunkt. Unter Koevolution verstehe ich dagegen die interinstitutionelle Zusammenarbeit zur Entwicklung struktureller Voraussetzungen für Koordination und Kooperation. Hier geht es auf der "politischen Ebene" um die Entwicklung und Kodifizierung von Regeln und Strukturen für eine personenunabhängige Zusammenarbeit.¹⁴ Die fallübergreifende Koevolution beinhaltet die Kommunikation und engagierte Vertretung von Arbeitsergebnissen nach innen in der eigenen Organisation und nach außen (Gremienarbeit, Organisation von Fortbildungen, Tagungen, Veröffentlichungen, Kontakte zu den Medien). Koevolutionsprozesse sorgen für die Institutionalisierung von Zusammenarbeit (z. B. in Form von Arbeitskreisen, "runden Tischen") zur Weiterentwicklung von Verfahren und einer gemeinsamen kooperativen Grundhaltung im Hinblick auf hoch strittige Eltern-Konflikte.

Die Realität zeigt jedoch, dass Kooperationsbeziehungen häufig nicht ausreichend institutionell verankert sind, d. h. das letztendlich Kooperationszusammenhänge

¹⁴ So wurde in Frankfurt in einer Zusammenarbeit von Jugendamt und freien Trägern eine "Rahmenrichtlinie für den beschützten Umgang" erarbeitet, die für die Mitarbeiter des Jugendamtes und der den Umgang durchführenden Beratungsstellen eine große Planungs- und Durchführungssicherheit im konkreten Fall brachte.

zwischen einzelnen "Grenzen überschreitenden" Personen und nicht zwischen Institutionen bestehen.

	Identität	Koexistenz	Interaktion
zentrale Themen	Selbstbezogenheit Rollenfindung, Rollenklarheit	Wahrnehmung des Anderen = Systemwahrnehmung, Abgrenzung	Kontakt, Berührung, wechselseitige Bezo- genheit, Austausch
Motto	"Wer bin ich und wenn ja wie viele?"	"Wer nicht wahr- genommen wird."	nice to need you"
Symbol	A B	A B	A + B
Formen	Selbstreflexion Reflexion der (Grenz-) Erfahrun- gen mit Kollegen, einem "neutralen" Außenstehenden (z. B. Supervision)	Einseitige Mit- teilung ohne Er- wartung einer Reaktion Information z. B. die schriftliche Konzeption zu- schicken	Koordination: lose gekoppeltes Handeln der Akteure auf der Basis von regelhaft vereinbarten Verfahrens- und Organisa- tionsabläufen an den Schnittstellen - ohne persönliche Bezo genheit der Ak- teure im Sinne von Vertrauen - ohne profundes Wissen über die System-Logistik der anderen Akteure/Institution Kooperation: auf ein gemeinsames Ziel ausgerichtetes Handeln in wechselseitiger Abhängigkeit. Feste Kopplung zwischen den Akteuren mit folgenden Merkmalen - Vertrauen und Struktur-Wissen - Direkte Interaktion und "öffentliche" De- monstration der Kooperation - Informationskultur und Prozess-Wissen Koevolution: interinstitutionelle Zusam- menarbeit zur Entwicklung struktureller Voraussetzungen für Koordination und Kooperation - Entwicklung und Kodifizierung von Re- geln einer personen-unabhängigen Zu- sammenarbeit - (Politische) Vertretung nach innen in der eigenen Organisation (Information der unterschiedlichen Ebenen) und nach außen (Gremienarbeit, Organisa- tion von Fortbildungen, Tagungen) - Institutionalisierung (z. B. in Form von Arbeitskreisen) zur Entwicklung einer gemeinsamen Grundhaltung und Me- thoden im Hinblick auf Kooperation

Abbildung: Der Prozess der Kooperation: Identität, Koexistenz, Interaktion und Formen der Interaktion

Abschluss: Thesen zur Arbeit mit und in hoch strittigen Eltern-Konflikten

Angesichts der zerstörerischen Kraft hoch strittiger Eltern-Konflikte und der von ihnen ausgehenden Gefahr der Infizierung (professioneller) Dritter macht es Sinn, ja es erscheint geradezu notwendig, Kooperation als Chance zu begreifen, mit den höchst unterschiedlichen (Macht)Mitteln der unterschiedlichen professionellen Akteure auf "heiße" Konflikte einwirken zu können. Die Überlegungen des vorliegenden und des vorangehenden Artikels (Alberstötter U., 6/2004) habe ich abschließend zu den 10 folgenden Thesen verdichtet:

1. Nur eine geringe Anzahl von Trennungs- und Scheidungskonflikten (ca. 2-5 %) entwickeln sich zu chronischen Dauerkonflikten mit einem hohen Zerstörungspotenzial.
2. Bei hoch eskalierten Konflikten handelt es sich nicht mehr um zeitweilige Konflikte auf einem relativ niedrigen Konfliktniveau (Stufe 1). Es geht vielmehr um chronische Konflikte mit einem hohen Konfliktpotenzial. (Stufe 2 und 3). Die überaus hoch eskalierten Konflikte steigern sich bis zur existenziellen Schädigung des anderen Elternteils. Es herrscht "Krieg".
3. Kinder, die einem fortwährenden Elternkrieg ausgesetzt sind, befinden sich in einer Gefährdungssituation, die als fortgesetzte Misshandlung bewertet werden kann.
4. Hoch eskalierte Problemsysteme sind durch eine extreme personale Ausweitung gekennzeichnet.
5. Wenn Eltern einen Dauerkrieg gegeneinander führen, ist die systeminterne Selbst-Organisation von "Frieden" im Sinne einer von den Eltern selbst oder aus dem (Familien)Umfeld kommenden Regulierung kriegerischer Haltungen und Handlungen nicht mehr gegeben. Auch Beratung und Therapie als Unterstützung der familieninternen Selbsthilfepotenziale geraten an die Grenze ihrer Möglichkeiten.
6. Wo die Selbstkontrolle des primären Systems versagt und auch professionelle Formen von "Hilfe" (Beratung, Therapie) am Ende sind, entsteht die Notwendigkeit von Grenzsetzung und Kontrolle von außen. Die Warnfunktion gesellschaftlicher Teilsysteme¹⁵ und die Aufgabe staatlicher Organe, ihr "Wächteramt" professionell wahrzunehmen kommen dann zum Tragen.
7. Aus diesem Verständnis hoch eskalierter Konflikte in Abgrenzung zu Konflikten auf einer niedrigen Eskalationsstufe (Stufe 1) folgt ein anderer Umgang. Andere Haltungen und ein anderes "Handwerkszeug" werden notwendig. Grenzen set-

¹⁵ So sind die MitarbeiterInnen von Kindergarten, Hort und Schule, die in der täglichen Arbeit mit dem Kind zu (un)mittelbaren Augenzeugen (der Auswirkungen) eines Eltern-Krieges werden, gefordert, professionelle Standards für die Wahrnehmung von hoch eskalierten Eltern-Konflikten und den Umgang damit zu entwickeln, wie dies in gleicher Weise für den professionellen Umgang mit (sexuellem) Missbrauch bereits geleistet wurde.

zende und kontrollierende Settings gewinnen neben speziellen Formen von "Hilfe" (Vertrag und Schlichtung) erheblich an Bedeutung.

8. Neben den besonderen Hilfen, Formen der Grenzsetzung und Kontrolle ist Kooperation ein wesentlicher Schlüssel zur Eindämmung hocheskalierten Konflikte. Kooperation als gemeinsam zu entwickelnde Haltung und Strategie der verschiedenen professionellen Akteure eröffnet ein breites Spektrum von Handlungsoptionen.

9. Kooperationsprobleme der professionellen Akteure aus den verschiedenen Institutionen wirken dagegen als Öl auf das Feuer des Eltern-Konflikts und laden zur Fortsetzung und Steigerung des destruktiven Verhaltens der Streitparteien ein.

10. Ein eng gefasstes Verständnis der "Schweigepflicht" ist ein Kooperationshindernis.

Literatur

- Alberstötter, U. *Hoch eskalierte Elternkonflikte – professionelles Handeln zwischen Hilfe und Kontrolle.* In Kind-Prax (6/2004)
- Andritzky, W. *Kinderpsychiatrische Atteste im Umgangs- und Sorgerechtsstreit – Ergebnisse einer Befragung.* In: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie, 52. 2003
- Axelrod, R. *Die Evolution der Kooperation.* München/Wien 1997
- Glasl, F. *Konfliktmanagement – ein Handbuch für Führungskräfte und Berater.* Stuttgart 1994
- Jakubeit, G., Schattenhofer, K. *Fremdheitskompetenz – ein Weg zum aktiven Neben- und Miteinander von Deutschen und Fremden.* In Neue Praxis (1/1996)
- Schweitzer, J. *Gelingende Kooperation.* Weinheim 1998
- Seckinger, M. *Kooperation – eine voraussetzungsvolle Strategie in der psychosozialen Praxis.* In: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie 50 (2001)
- Van Santen, E., Seckinger, M. *Kooperation: Mythos und Realität einer Praxis.* München (DJI Verlag Deutsches Jugendinstitut) 2003
- Weber, M. *Kooperation nach der Kindschaftsrechtsreform.* In: Kind-Prax (1/1999)

Weber, M.

Zwischen Vertrauensschutz und Kooperation.
Unveröffentlichter Vortrag zur Tagung: Das
Kindschaftsrecht: Umsetzung durch Koopera-
tion, 3.-5.12.1999 in Berlin

Zum Autor:

Uli Alberstötter, Dipl.-Pädagoge, Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeut, systemischer Familientherapeut und Supervisor, Mitarbeiter der Eltern- und Jugendberatung Stadtmitte des Caritas-Verbandes Frankfurt am Main.

Dr. Elke Nowotny

Psychische Erscheinungsformen von Vernachlässigung und Misshandlung kleiner Kinder

Vortrag auf der Tagung "Erkennen – Verstehen – Handeln. Leitlinien zum Schutz kleiner Kinder vor Vernachlässigung und Misshandlung" des Landes Brandenburg 31.8.-1.9.2005 in Blossin

Abstract

Die Autorin referiert Aspekte psychischer Erscheinungsformen bei Vernachlässigung und Misshandlung sowie die weiteren Folgen für die psychische Entwicklung der Kinder. Ausgehend von einem Fallbeispiel beschreibt sie als Folgen von Misshandlung beispielsweise: Zerstörung der scheinbar unerschütterlichen Liebe der Eltern, Zerstörung des Selbstwertgefühls, Gefühle von Ablehnung, Schuld, Scham, die die Entwicklung eines stabilen Kind-Ichs verhindern. Sie stellt elterliche Kompetenzen für eine förderliche Eltern-Kind-Beziehung vor und analysiert unsichere Bindungsqualitäten (Angstbindung / Bindungsvermeidung) bei vernachlässigten und misshandelten Kindern. Unsichere Bindungsqualitäten werden die Opfer im Erwachsenenalter bei Bindungsverhalten gegenüber dem Partner und eigenen Kindern voraussichtlich negativ beeinflussen. Auch im Fallbeispiel wirft sie einen Blick auf die Beziehungsdynamik der Eltern und Beziehungskonflikte im Familiensystem. Im Zusammenhang der Entwicklung von Leitlinien für den Schutz der Kinder plädiert sie für eine Haltung der Achtsamkeit auf Signale der Vernachlässigung und Misshandlung bei Kindern und für ein klares Beziehungs- und Hilfsangebot an die Eltern und Kinder.

Psychosoziale Stichworte: Abwehrmechanismen – Beziehungsdynamik – Beziehungskonflikte – Bindungstheorie – Entwicklungspsychologie – Erziehungskompetenzen – Kindergarten – Kindesmisshandlung – Prävention – Schutzmechanismen – Selbstwertgefühl – Vernachlässigung – Verhaltensauffälligkeiten

Vorbemerkungen

Bei der Vorbereitung meines Vortrags bedurfte es gedanklicher Fokussierung, denn die zur Verfügung stehende Zeit ist knapp und meine Vorredner haben bereits vieles zur Diagnose und zum Kontext von Misshandlung und Vernachlässigung beigetragen. Nach all dem werde ich ihnen einige Aspekte psychischer Erscheinungsformen zu diesen Themen vortragen, um das Feld für das Thema "Entwicklung von Leitlinien des Schutzes kleiner Kinder" vorzubereiten. Dabei habe ich meinen Auftrag so verstanden, den beschreibbaren Erscheinungsweisen an der einen oder anderen Stelle Folgen für die psychische Entwicklung hinzuzufügen. Ich klammere heute so wichtige Themen wie "Psychische Folgen sexueller Misshandlung" und "Kinder psychisch kranker Eltern" aus.

In den letzten Jahren finden sich in der Fachliteratur zunehmend genauere Beschreibungen psychischer Erscheinungsformen und Folgen von Misshandlung und Vernachlässigung. Moderne entwicklungspsychologische Forschungsergebnisse geben sehr detailliert über Bindungsqualitäten von Kindern Auskunft, Erkenntnisse und Erfahrungen von Beratern und Therapeuten werden gebündelt dargestellt. Wir müssen uns fragen, ob dieses Wissen genügend gut transportiert wird, ob Fortbildungen und das so wichtige Instrument der Supervision von Fachkräften in Kinderschutzfällen trotz knapper Kassen in der Finanzierung neben den Hilfen vorn stehen.

Beim Lesen des Titels im Programm wurde mir wie schon so oft deutlich, dass wir im Kontext von Kindesmisshandlung Kataloge erhoffen, um anhand unumstößlicher Kriterien Klarheit zu schaffen und dann geeignete Hilfen für Kinder und Eltern umgehend ins Werk setzen zu können. Diese Hoffnung wird sich nicht erfüllen. Wir können einerseits kluge Dinge zusammenstellen, um Risiken von Misshandlung und Vernachlässigung aufzulisten sowie Leitfäden im Umgang damit zu erstellen. Andererseits sollten wir nicht vergessen, dass die Beurteilung des komplexen Geschehens der Kindesmisshandlung subjektiv gefärbt ist. Sicher ist dabei nur, dass wir als Fachkräfte in einem riskanten, unsicheren Feld arbeiten. "Genügend gute" Sicherheit können wir durch ärztliche Epikrisen, klare Aussagen von Kindern und Eltern und natürlich durch unsere eigene Entwicklung gewinnen. Wir haben als Fachkräfte eine große Verantwortung in der Beurteilung von Risiken der Kindeswohlgefährdung, wohl wissend, mitunter auch dem Risiko vorschnellen Kanalisierens und Schlussfolgerns erliegen zu können.

Ich versuche, anhand eines Beispiels aus meiner beraterischen und therapeutischen Praxis psychische Erscheinungsformen von Misshandlung und Vernachlässigung kleiner Kinder herauszuarbeiten und in einen familiären Kontext zu stellen. An manchen Stellen werde ich Aspekte aktueller Fachliteratur erwähnen.

Besonderheiten des Verhaltens misshandelter und (emotional) vernachlässigter Kinder

Ein Elternpaar Mitte zwanzig kommt mit zwei Kindern (einem 5-jährigen Mädchen und einem zweijährigen Jungen) in die Beratungsstelle auf dringlichen Rat einer Kita-Leiterin. Sie setzt die Eltern unter Druck, indem Sie die Einbeziehung des ASD ankündigt. Erzieherinnen hätten bei beiden Kindern wiederholt blaue Flecke im Gesicht, an den Oberarmen und am Rücken festgestellt und die Vermutung geäußert, dass die Kinder geschlagen werden.

Die Kinder wirken auf den ersten Blick äußerlich nicht auffällig, eher sorgfältig gekleidet, so als ob sie nach der Kita noch einmal umgezogen wurden. Der Vater macht aus seiner Wut, dass er nun bei mir sein muss, keinen Hehl, und kündigt an, dass er höchstens einmal kommt. Die Mutter der Kinder erscheint still, der Vater führt das Wort. Demnach ist an den Vorwürfen nichts dran, die blauen Flecken im Gesicht oder an den Beinen entstünden beim Spiel in der Kita oder auf dem Spielplatz in der Nähe der Wohnung. Zum Beweis, dass sich die Kinder in der Kita untereinander verletzen, präsentiert er mir auf der mitgebrachten Digitalkamera ein Foto vom Gesicht seines Sohnes mit seiner Meinung nach erkennbaren blauen Flecken, die ein anderer Junge ihm beibringt. Der zweijährige Dennis kommentiert die Ausführungen des Vaters, indem er sagt, wie böse Paul in der Kita ist.

Mutter und Kinder verfolgen den Monolog still. Die Kinder sitzen am Tisch mit den Eltern und mir. Sie rühren sich kaum und erwecken den Eindruck, als ob sie dieses scheinbare Unauffälligsein gelernt haben. Janine fragt nun, ob sie malen darf. Während sie mich fragt, schaut sie an mir vorbei und nestelt unruhig an ihrer Hose. Sie holt dann Malzeug und gibt ihrem Bruder davon ab. Der Wunsch von Dennis, etwas anderes zu spielen wird vom Vater harsch abgelehnt. Dennis setzt sich darüber hinweg, was ihm laute Worte des Vaters einbringt. Wie auf Kommando lässt er sich auf seinen Stuhl fallen, beginnt hin und her zu rutschen, aufzustehen, sich wieder hinzusetzen. Die Ermahnung durch den Vater folgt sofort: "Wenn Du jetzt nicht ruhig sitzt, kommst Du zu mir!"

Nach meiner interessierten Frage, was denn wäre, wenn Dennis zum Vater käme, holt sich der Vater den Jungen und demonstriert mir, wie er ihn dann festhält. Das Ganze nennt er "Schwitzkasten", wobei er den Jungen sehr fest zwischen die Arme nimmt und wenn das nicht reiche, dann gäbe es Kopfnüsse und Nasenstüßer. Dennis nickt und sagt: "Wenn ich böse bin." Dabei bemerke ich kaum mimische Regung. Dennis bewegt sich nun weg vom Vater. Mit der Mutter nimmt er keinen Blickkontakt auf. Dennis spielt in der ersten Stunde nichts, er läuft rastlos durchs Zimmer und fixiert dabei die Eltern. Wenn er etwas nimmt, genügt ein Blick des Vaters, damit er das Spielzeug wieder hinlegt. Er spricht sehr wenig und wenn, dann für mich kaum verständlich.

Am Ende der Stunde sagt der Vater zu mir, dass er sechs Tage in der Woche auf dem Bau arbeite, ihn abends das Geschrei der Kinder nerve und seine Frau der Kinder nicht Herr würde.

In der Stunde danach beschreiben die Eltern, was ihnen die Erzieherin über ihre Kinder mitgeteilt hat. Janine sei sehr unkonzentriert, sie könne nicht lange bei Beschäftigungen bleiben. Sie denke, dass das Mädchen noch Förderung brauche bis es eingeschult werden könne.

Dennis falle durch sehr heftige Trotzanfänge auf, die aus scheinbar nichtigen Anlässen erfolgen. Es dauere lange, bis er sich beruhigen könne. Anderen Kindern gegenüber setzt er sich mit Gewalt durch, wenn sie ein für ihn interessantes Spielzeug haben.

Die Mutter kann den Garten der Kita von der Wohnung aus einsehen und beschreibt, dass andere Kinder oft in Gruppen spielen, ihre Kinder aber oft allein sind. Die Erzieherinnen kämen selten, um Janine und Dennis dazuzuholen. Die Eltern sind unzufrieden mit der Kita, vor allem weil sie fürchten, angeschwärzt zu werden.

In dieser Stunde werden die Kinder von einer Kollegin betreut. Sie beschreibt, dass beide das Zimmer in völliges Chaos verwandelt haben. Während sie mit Janine beschäftigt war, weil das Mädchen gern mit ihr spielen wollte, hat Dennis alles, was noch im Regal war, ausgekippt. Sie hätte "Hör damit auf!" gesagt, aber der Junge habe sich nicht darum geschert. Als er anfang, Sachen zu werfen, sei sie lauter geworden, daraufhin habe Dennis sie beschimpft. Am Ende der Stunde war nicht an gemeinsames Aufräumen zu denken. Nach den Eltern hätten die Kinder nicht gefragt.

Frau und Herr M. schildern mir zur gleichen Zeit Situationen am Nachmittag zu Hause als nicht aushaltbar. Die Kinder würden sich anschreien, alles aus den Schränken nehmen, nichts aufräumen. Frau M. wird scheinbar ignoriert oder beschimpft. Wütend ruft sie in ihrer Not seit Wochen den Vater auf Arbeit an, damit er die Kinder zurechtweise. Einmal, so sagt sie leise, hat sie Dennis so fest an den Armen gepackt und geschüttelt, dass er blaue Flecke hatte. Die Eltern haben ihn eine Woche aus Angst vor dem Jugendamt nicht in die Kita gebracht.

Versuchen wir bis hierher zusammenzufassen, welche psychischen Erscheinungsformen von Misshandlung und Vernachlässigung auffallen:

- Janine und Dennis scheinen Halt und Orientierung in Alltagssituationen zu fehlen.
- Janine zieht sich mehr und mehr zurück, Dennis greift andere Kinder an und reinszeniert bereits die eigene Misshandlung.
- Die Kinder sind psychisch (besonders sprachlich und in der sozialen Kompetenz) nicht altersgemäß entwickelt.
- Die Eltern sind sehr mit dem Aufrechterhaltung einer "äußeren Ordnung" beschäftigt und haben wenig Energie, um die Kinder in ihrer Entwicklung zu stützen.
- Durch Schimpfen, Schreien, Ducken, Drohen und Nicht-Beachten haben die Kinder gelernt, sich in der Stunde bei mir angepasst zu verhalten. Ihnen ist es

nicht möglich, lebendig und selbstsicher Kontakt zu mir aufzubauen und im Kontakt zu bleiben.

Freud hat uns mit seiner Schrift *Ein Kind wird geschlagen* (1919) beeindruckende Gedanken überlassen: "Man versteht bald, dass Geschlagenwerden, auch wenn es nicht sehr wehe tut, eine Absage der Liebe und eine Demütigung bedeutet. So manches Kind, das sich für sicher thronend in der unerschütterlichen Liebe seiner Eltern hielt, ist durch einen einzigen Schlag aus allen Himmeln seiner (eingebildeten) Allmacht gestürzt worden". (Freud Studienausgabe, Bd. 7, S. 238).¹⁶

Die Irritation bzw. bei schweren Verletzungen die Zerstörung des Selbstwertgefühls von Kindern, des existentiellen Gefühls, nicht gut genug und nicht liebenswert zu sein, ist eine der prägnantesten Folgen von Misshandlung. Dieses Erscheinungsbild wird oft davon begleitet, dass Kinder sich nicht angenommen und ausgestoßen fühlen. Als Folge treten Schuld- und Schamgefühle auf. Die Schuld entsteht durch das vermeintliche Böse, das den Eltern zugefügt wird, die Scham entwickelt sich aus dem Gefühl des eigenen Versagens.

Diese Schuldgefühle wiederum können dazu führen, dass sich die Kinder besonders stark mit ihren Eltern identifizieren und sie idealisieren, etwas, was alle Helferinnen und Helfer wissen. Scham kann zu ständiger Selbstentwertung führen bis hin zum Selbsthass.

Letztendlich entsteht das Risiko der Entwicklung eines instabilen Ichs. Autonomie und Ausformung von Ich-Stärke werden durch die Verdrängung von verschiedenen Triebimpulsen behindert, so bleibt das Ich geschwächt. Wenn wir uns nun noch einmal erinnern, dass Dennis in seiner Entwicklung gerade an der Stelle ist, die für die Ich-Entwicklung so wichtig ist, wird das Entwicklungsrisiko besonders augenscheinlich.

Besonderheiten des Bindungsverhaltens misshandelter und vernachlässigter Kinder

Wenn über psychische Erscheinungsformen von Misshandlung und Vernachlässigung gesprochen wird, dann sind neben den Klassikern Mary Ainsworth, John Bowlby, Louise Kaplan, David Stern, Rene Spitz und Anna Freud die in den letzten Jahren erschienenen Titel zur Entwicklungspsychologie in den ersten Lebensjahren und zur Bedeutung der Eltern-Kind-Beziehung und deren Störanfälligkeit unbedingt zu erwähnen.¹⁷

¹⁶ Sigmund Freud: *Ein Kind wird geschlagen*. Aus: *Zwang, Paranoia und Perversion*. Studienausgabe. Band 7, S. 229-254, Frankfurt/Main 2000

¹⁷ Vgl. Martin Dornes: *Die frühe Kindheit. Entwicklungspsychologie der ersten Lebensjahre. Geist und Psyche*. Frankfurt/Main 1998

Unumstritten scheint heute zu sein, dass dem Aspekt emotionaler Vernachlässigung in der frühen Kindheit früher zu wenig Beachtung geschenkt wurde, obwohl diese Form von Verletzung bzw. Beschädigung von Kindern möglicherweise den Kern jeder Misshandlung bildet und nachhaltige psychosoziale Folgen für Kinder haben dürfte.¹⁸

Eine förderliche Eltern-Kind-Beziehung ist durch folgende elterliche Kompetenzen gekennzeichnet:

- die Feinfühligkeit/Empathie gegenüber dem Kind, d. h. Signale des Kindes werden von den Bezugspersonen richtig wahrgenommen und interpretiert und auf diese Signale kann angemessen und prompt reagiert werden. Mit anderen Worten: die Bezugsperson soll emotional verfügbar sein, sie kann sich einfühlen in das Kind und kennt eigene Gefühle und Wünsche gut, um sie gegenüber dem Kind abgrenzen zu können;
- die Fähigkeit, das Kind entsprechend seines Alters und Entwicklungsstandes wahrzunehmen;
- die Fähigkeit realistischer Erwartungen bezüglich der Bedürfnisse, die ein Kind erfüllen kann sowie
- die Fähigkeit, aggressives Verhalten dem Kind gegenüber zurückzuhalten.

Wenn elterliche Kompetenzen in dieser Weise vorhanden sind, so wird das Kind eine sichere Bindungsqualität entwickeln können, die zum Modell künftiger Beziehungen wird.

Bei misshandelten und vernachlässigten Kindern wurde überwiegend eine Mischung aus Angstbindung (das Kind ist unsicher, ob die Eltern verfügbar sind; die Kinder klammern und haben Angst, die Welt zu erkunden, weil sie häufig zurückgewiesen wurden) und Bindungsvermeidung (das Kind vertraut nicht darauf, dass auf seine Bedürfnisse adäquat reagiert wird, es erwartet im Gegenteil, zurückgewiesen zu werden) beschrieben. An dieser Stelle können wir phantasieren, welche Beziehungsqualitäten diese Kinder später entwickeln werden und auch, welche inneren Möglichkeiten sie haben, um ihre eigenen Kinder zu binden. Diese Phantasien sind nicht rosig, wenn es keine Unterbrechung des Kreislaufs gibt.

Der Vollständigkeit halber möchte ich an dieser Stelle erwähnen, dass schwere und früh einsetzende Deprivation zu nicht-organischer Gedeihstörung (manchmal in schweren Fällen als psychosozialer Minderwuchs bezeichnet), Sprachentwicklungsverzögerungen in Form von Stottern, sehr kleinem Wortschatz, verwaschener Sprache usw. (Wie soll auch ein Kind flüssig Worte aus sich herauslassen

Gerhard J. Suess, Herrmann Scheuerer-Englisch, Walter-Karl Pfeifer (Hg.): *Bindungstheorie und Familiendynamik. Anwendung der Bindungstheorie in Beratung und Therapie*. Gießen 2001, hier auch Ziegenhain und Crittenden

¹⁸ Vgl. *Kindesmisshandlung. Erkennen und Helfen*. Kinderschutz-Zentrum Berlin 2001, 9. Auflage

können, wenn es immerfort reglementiert, unterbrochen, verbessert, angeschrien wird?), frühkindlicher Depression und anderen schweren, langfristigen Störungen in der psychischen Entwicklung führen kann.

Kehren wir noch einmal zu Familie M. zurück, werfen wir einen Blick auf Bindung und Beziehungsdynamik. Frau M. erzählt in einer Stunde über die komplizierte Geburt von Janine. Sie kam zu früh und wurde per Kaiserschnitt entbunden. Während die Mutter noch an den Folgen der Anästhesie litt, ist Herr M. bei seiner Tochter am Wärmebettchen. Er beschreibt sehr berührend, wie sich zwischen ihnen ein unsichtbares Band entwickelt hat, das scheinbar heute besteht. Er hätte mit Janine nie Schwierigkeiten.

Die Eltern berichten, dass Janine mit einem halben Jahr für drei Wochen wegen eines Magen-Darm-Infekts in der Klinik war, sie nahm nichts zu sich und nahm sehr ab. Die Mutter hat sie, so oft es ging, dort besucht. Das Kind wurde mit 8 Monaten in die Kita gebracht, weil die Mutter wieder arbeiten wollte, bald danach trennte sich das Paar zeitweise. Janine, so die Mutter in einer der Stunden unter Tränen, "hat bestimmt nicht gewusst, wo ihr zu Hause ist, sie wurde täglich wegen meiner Schichten von anderen abgeholt".

Dennis war ein "Versöhnungskind". Er war ein kräftiger Säugling, der scheinbar nicht satt wurde. Die Mutter gab sich alle Mühe, ihn zu versorgen, aber es gelang ihr nicht. Er entwickelte sich zu einem sehr unruhigen Säugling. Stillen war der Mutter nicht möglich. Nach Dennis Geburt musste die Familie viel Rücksicht nehmen: Er wachte beim kleinsten Geräusch auf und war dann kaum zu beruhigen. In ihrer Ohnmacht, der Situation und dem Säugling gegenüber, schrie die Mutter ihn häufig an. Später gab es Momente, in denen die Mutter sehr nachgiebig wurde. Er konnte sich mehr und mehr durchsetzen. Abends und am Wochenende wurde er stets sehr bestimmt und gewaltsam vom Vater in die Schranken gewiesen.

Frau M. hatte alle Hoffnung auf dieses Kind gesetzt: Es sollte die Paarbeziehung retten, an ihrer Seite und für sie da sein, denn Janine schien ihr zu entgleiten, indem sie mehr und mehr zur Vater-Tochter wurde. Nichts von diesen Hoffnungen schien sich zu erfüllen. Während sich Frau M. immer hilfloser fühlte, schien ihr der Sohn alles bestimmend und übermächtig (wie ihr Vater früher, wenn er sie und die Schwester auf Geheiß ihrer Mutter prügelte).

Bald lagen alle Nerven blank. Janine wurde mehr und mehr in die Rolle der einsichtigen, zurücktretenden Schwester gedrängt. Manchmal stand sie sehr früh auf, um den Vater kurz zu sehen und von ihm um sechs Uhr in die Kita gebracht zu werden.

Der Beziehungskonflikt eskaliert wiederum. An einem Nachmittag scheinen die Kinder von der Mutter nicht "zu bändigen" zu sein. Alle Ermahnungen und Schreie helfen nicht. Wenn sie schreit, so sagt sie, hat sie eine durchdringende schrille Stimme. So schreit sie an diesem Nachmittag auch, dass die Kinder ins Heim gebracht werden.

Beide ziehen sich in ihr Zimmer zurück. Als der Vater kommt, sagen die Kinder, dass sie nicht mehr mit der Mama leben wollen (ich denke, dass wiederholte Drohungen der Mutter bzw. beider Eltern vorausgegangen sind, beide Kinder ins Heim zu bringen, weil sie nicht hören).

Diese Äußerung ihrer Kinder schockiert Frau M. und bringt sie schier zur Verzweiflung. Sie kommt nach einer Unterbrechung des Beratungsprozesses wieder zu mir, um einen Weg zu finden.

Mögliche Folgen von Beschädigungen durch Misshandlung und Vernachlässigung und Resilienz

Nikolaus von Hofacker beschreibt, dass Schwierigkeiten in der Verhaltensregulation im Säuglingsalter zu den am häufigsten anzutreffenden Problemen kinderärztlicher Praxis gehören. 20-30% der gesunden Säuglinge leiden demnach in den ersten Lebensmonaten unter unstillbarem Schreien, bis zu 30% der Eltern berichten über Schlafprobleme, 36% über Probleme beim Füttern (vgl. Studien Anfang der 90er Jahre von Sadeh u. Anders u. a.). Er führt aus, dass diese Beeinträchtigungen aufgrund der intensiven Reifungsprozesse in diesem Alter noch nicht als Ausdruck manifester Störungen zu werten sind. Die Eltern-Kind-Interaktion in alltäglichen Kontexten sei "die Tribüne", auf der kindliche Belastungen und Ressourcen in Wechselwirkung stehen mit elterlichen psychosozialen/psychischen Belastungen, konflikthaften Verstrickungen mit ihrer Herkunftsfamilie, aber auch Ressourcen. Hier wird quasi entschieden, inwieweit jene Ressourcen ausreichen, um Risiken zu kompensieren oder ob es zu einer progressiven Dekompensation mit der Gefahr von Misshandlung und Vernachlässigung kommt.¹⁹

Ich möchte sie an dieser Stelle erinnern, dass Verletzungen und Unterlassungen im Säuglings- und Kleinkindalter hohe Risiken gedeihlicher psychischer Entwicklung für betroffene Kinder in sich bergen. Kleine Kinder sind relativ ausgeliefert und müssen erfahren, dass die Bezugsperson, von der sie Fürsorge und Einfühlung erwarten, sie verletzt und beschädigt. "Die Quelle der Hilfe ist zu einer Quelle des Angriffs geworden" (vgl. Brandt F. Steele, S.125).²⁰

Uns könnte nun hoffnungsfroh stimmen, dass bereits kleine Kinder wirksame Bewältigungs- und Abwehrstrategien ausbilden können, um mit Folgen von Vernachlässigung und Misshandlung umzugehen. Sicher können sie aus ihrem Alltag mit Familien bestätigen, dass Kinder, die "drollig" sind und auf andere zugehen, Abwehr- und Schutzmechanismen entwickeln konnten. Indem sie überall das holen, was sie bekommen können, werden "schützende" Mechanismen in Gang gesetzt.

¹⁹ Hofacker, N., *Frühkindliche Störungen der Verhaltensregulation und der Eltern-Kind-Beziehungen*. In: von Klitzing, K., *Psychotherapie in der frühen Kindheit*. Göttingen 1998

²⁰ Brandt F. Steele, *Psychodynamische und biologische Aspekte der Kindesmisshandlung*. In: Helfer M., Kempe, R. S., Krugman, R.(Hg.), *Das misshandelte Kind*. Frankfurt/Main 2002

Bender und Lösel (2005) führen aus, dass schädigende Wirkungen zumindest teilweise kompensiert werden können, wenn

- eine stabile emotionale Beziehung zu einem Elternteil oder einer anderen Bezugsperson ausgebildet werden kann,
- ein unterstützendes und strukturgebendes Klima in anderen Erziehungskontexten da ist,
- soziale Unterstützung durch Personen außerhalb der Familie stattfindet, also ein Netz gebildet wird,
- Modelle für die konstruktive Bewältigung von Belastungen therapeutisch begleitet entstehen und in diesem Kontext ein realistisches, positives Selbstkonzept wachsen kann.²¹

Signale bei Kindern wahrzunehmen, sie nach allen Regeln unserer Kunst zu deuten, mit Eltern in Kontakt zu kommen und Beziehungen aufzubauen, ist hilfreich und ein erfolgversprechender innerer Leitfaden. Beziehungsbrüchigkeit und Verletzungen wird so ein annehmendes, klares Beziehungsangebot gegenübergestellt, um Kinder vor Verletzungen zu schützen und heftigeren Beschädigungen vorzubeugen. Dabei begleiten wir ein Stück des Wegs oder sind, wenn es gut geht, eine "Tankstelle auf diesem Weg". So hat es einmal ein ehemaliges Wohngruppenkind ausgedrückt.

Familie M. hat nach dem krisenhaften Scheitern ihrer Beziehungen begonnen, ihre Konflikte und schädigenden Beziehungsmuster zu bearbeiten. Sie haben Chancen der Veränderung, da sie im Moment Hilfe akzeptieren und Einsicht in das Geschehene zeigen. Janine und Dennis haben jetzt Eltern, die sich das Scheitern eingestanden haben und die auf dem Weg sind, etwas zu verändern. Die Kinder brauchen sichere und verlässliche Bezugspersonen, die im Konflikt mit ihnen im Kontakt bleiben und ihn nicht gewaltsam lösen. Am Ende der Krisenberatung dankt Herr M. für alles, besonders für's Zuhören. Das hätte er noch nie so erlebt.

Zur Autorin:

Dr. Elke Nowotny, Dipl.-Psychologin, Psychotherapeutin. Seit 1991 im Kinderschutz-Zentrum Berlin e. V. Schwerpunkte: Beratung und Therapie von Familien, Paaren und Jugendlichen sowie Fortbildung von Fachkräften der Jugendhilfe und des Gesundheitswesens.

²¹ Bender, D., Lösel, F., *Risikofaktoren, Schutzfaktoren und Resilienz bei Misshandlung und Vernachlässigung*. In: Egle, U., Hoffmann, S., Joraschky, P.(Hg.), *Sexueller Missbrauch, Misshandlung, Vernachlässigung*. Stuttgart, New York 2005

Familien: Lebensquelle der Gesellschaft

Vortrag bei der Internationalen Konferenz ICCFR/CIRCF
in Wien, Österreich vom 3.-6. Juni 2005

Abstract

Wolfgang Lutz zeigt auf, dass es nicht nur darauf ankommt, wieviele Menschen Bedürfnisse haben, die zu befriedigen sind, sondern auch wieviele Menschen bereit und fähig sind, an der Erfüllung dieser Bedürfnisse zu arbeiten. Die Bevölkerungsentwicklung und die Entwicklung des Humankapitals sind für beide Aspekte von zentraler Bedeutung. Hier gibt der Vortrag einen Überblick über die globale Entwicklung mit einem Blick in die Zukunft. Hoffen lässt die Perspektive, dass die niedrige Geburtenrate unserer europäischen Gesellschaften dadurch ausgeglichen werden kann, dass die junge Generation, weil zahlenmäßig kleiner, mit besseren Fähigkeiten für den Dienst am Menschen ausgestattet werden kann.

Psychosoziale Stichworte: Alterung – Bedürfnisse – Bildung – Demografische Entwicklung – Fertilität – Humankapital – Morbidität – Ressourcen – world population program – soziale Kompetenzen

Diese Konferenz steht unter dem Titel "Unterschiedliche Bedürfnisse". Und wie der Untertitel schon besagt, richtet sich das Hauptaugenmerk hierbei auf die unterschiedlichen Antworten der Gesellschaft auf die unterschiedlichen Bedürfnisse von Kindern, Eltern, Familien, Paaren und der älteren Generation. Es steht wohl außer Zweifel, dass all diese Personengruppen – die die verschiedenen Stadien des Familienlebens widerspiegeln, die die meisten von uns durchlaufen – in der Tat die spezielle Aufmerksamkeit der Gesellschaft erfordern. Ich nehme an, dass wir im Laufe der Konferenz noch viel über diese unterschiedlichen Bedürfnisse hören werden. In meinem Eröffnungsvortrag möchte ich nun gerne einmal den Blickwinkel umkehren und folgende Frage aufwerfen: Wer sind denn eigentlich diejenigen, die diese Bedürfnisse erfüllen sollten? Wer wird diese Antworten liefern? Wenn wir von den "Antworten der Gesellschaft" sprechen, wen genau meinen wir denn damit? Die Gesellschaft besteht aus Einzelpersonen, die über Stärken verfügen, die sie für das Wohl aller einbringen können und ihrerseits wiederum bringen sie ihre ganz speziellen Bedürfnisse mit.

In den nächsten Minuten wollen wir nun gemeinsam jene Humanressourcen näher betrachten, die die Gesellschaft ausmachen und die die Gesellschaft ihrerseits wiederum braucht, um die Bedürfnisse ihrer einzelnen Mitglieder befriedigen zu können. Wenngleich diese Humanressourcen nur allzu oft als gegeben erachtet werden, ist deren Existenz doch absolut nichts Selbstverständliches. Wir können nicht einfach davon ausgehen, dass wir in der Zukunft über eine ausreichend

große Anzahl von Mitmenschen verfügen werden, die fähig und willens sind, sich produktiv in die Gesellschaft einzubringen und es so im Gegenzug der Gesellschaft ermöglichen, die Bedürfnisse der einzelnen Mitglieder zu erfüllen. Mit anderen Worten: die jüngsten demographischen Entwicklungen und die zu erwartende starke Alterung der Bevölkerung in immer mehr Ländern auf der ganzen Welt geben berechtigten Grund zur Sorge, ob sich das Verhältnis Beitragsleister und Beitragsempfänger die Waage halten wird. Selbstverständlich sind die meisten von uns Beitragsleister und -empfänger in einer Person. Aber es kommt darauf an, die Balance zwischen Geben und Nehmen und ihre Veränderung im Laufe der Zeit zu analysieren.

Was ist die Quelle der Humanressourcen - Wirtschaftswissenschaftler sprechen in diesem Zusammenhang auch gerne vom Humankapital - in Gesellschaften? Woher werden die Leute kommen, wer denken wir, wird die in dieser Konferenz angesprochenen Bedürfnisse stillen? Körperlich gesunde, seelisch ausgeglichene, gebildete, hoch motivierte, sozial eingestellte Menschen fallen nicht gerade vom Himmel. Ja, ganz im Gegenteil, wir treffen sie zunehmend seltener an. Es besteht keinerlei Zweifel daran, dass die Hauptproduzenten dieser "Ware" die Familien sind. Aus ihnen gehen die neuen Mitglieder der Gesellschaft hervor, hier werden sie großgezogen und hier erfahren sie ihre erste Sozialisierung, bevor das Bildungssystem diese Rolle begleitet, das die Sozialisierung über die Herkunftsfamilie hinausträgt. Aber die Familien, die primären Generatoren für die Hervorbringung des Humankapitals/der Humanressourcen für die Gesellschaft, scheinen sich in einer Umbruchphase zu befinden und dieser Wandel führt häufig dazu, dass die Produktion von Humankapital stark zurückgeht. Zumindest rein quantitativ betrachtet ist es offenkundig, dass in den letzten Jahrzehnten nahezu weltweit ein ausgesprochen starker Rückgang an Geburten verzeichnet wird. Mehr als die Hälfte der Weltbevölkerung verzeichnet heute Geburtsraten, die bereits jetzt unter dem so genannten Bestandserhaltungsniveau (d. h. zwei überlebende Kinder pro Frau) liegen und in vielen Ländern (in erster Linie in Süd- und Osteuropa) liegt die Fortpflanzungsrate sogar mehr als ein Drittel unter diesem Niveau. Eine Generation wird von einer anderen abgelöst, die weniger als zwei Drittel ihrer Größe ausmacht. Weitaus schwieriger ist es, harte Fakten und Zahlen im Sinne einer eher qualitativen Erfassung der Humanressourcen zu erheben. Neben der Zahl der Personen sind Gesundheit und Bildung zwei entscheidende Größen des Humankapitals, die eingehend untersucht wurden und für die weltweite Daten zur Verfügung stehen.

Im Folgenden werden wir kurz die wichtigsten Dimensionen der gegenwärtigen und der wahrscheinlich zukünftigen Humanressourcen beleuchten. Sehen wir uns zuerst die sich abzeichnenden Trends in absoluten Zahlen an, was die Anzahl der Menschen im arbeitsfähigen Alter anbelangt und untersuchen wir im Anschluss daran die Entwicklungen im Bildungswesen im Laufe der Zeit unter Berücksichtigung der Unterschiede in punkto Alter und Geschlecht. All diese Schlüsselkennzeichen des Humankapitals stehen in engem Zusammenhang mit Familien und den Veränderungen in den Familienfunktionen und Familienmustern. Weiters wer-

den wir erörtern, inwieweit derzeit beobachtete Veränderungen in den Familienstrukturen unter Umständen eine Auswirkung auf die zukünftige Entwicklung der Bildung der Humanressourcen haben können.

Globale demographische Veränderungen

Während das 20. Jahrhundert das Jahrhundert des Bevölkerungswachstums war – die Weltbevölkerung stieg von 1,6 Milliarden auf 6,1 Milliarden an – wird das 21. Jahrhundert mit einem ungeheuren Anstieg der Bevölkerungsgruppe der über 60-jährigen und möglicherweise einem Rückgang der Gesamtbevölkerung wahrscheinlich das Jahrhundert der Bevölkerungsalterung werden. Derzeit sind etwa 10 Prozent der Weltbevölkerung über 60 Jahre alt. Bis zum Ende dieses Jahrhunderts wird dieser Anteil auf 25 bis 45 Prozent ansteigen. Heute befinden wir uns am Scheideweg dieses demographischen Regimes. Während in einigen Teilen der Welt (insbesondere in Afrika, der arabischen Welt und Südasien) weiterhin ein rasches Wachstum verzeichnet wird, gehen die Zahlen in anderen Ländern (vor allem in Osteuropa) bereits zurück. Und in der Mehrzahl aller Länder -einschließlich in Entwicklungsländern wie China und Thailand - beobachten wir einen raschen Anstieg der älteren Bevölkerungsanteile.

Diese demographisch geteilte Welt stiftet oftmals Verwirrung. Sollten wir uns weiterhin Gedanken machen über die Bevölkerungsexplosion oder unsere Aufmerksamkeit eher auf die bevorstehende Bevölkerungsimplosion lenken? Die Antwort auf diese Frage hängt sicherlich vom jeweiligen Standort ab. Die etwas verwirrende Ausgangslage ist wohl primär darauf zurückzuführen, dass der universelle Prozess des demographischen Übergangs in den verschiedenen Teilen der Welt zeitlich unterschiedlich abläuft. Das ist in Abbildung 1 anhand des Beispiels der Insel Mauritius dargestellt, die über Langzeitdaten verfügt und diesen Prozess auf ganz typische Weise erfahren hat: Anfangs nehmen die Sterbeziffern aufgrund verbesserter sanitärer Einrichtungen und der Fortschritte in der Medizin ab - die Geburtsraten aber bleiben weiterhin auf hohem Niveau, weil sie kulturell bestimmt sind. Der Unterschied zwischen den Geburts- und Sterberaten führt zu einem starken Wachstum der Bevölkerung. Schließlich beginnen die Geburtsraten zu sinken und führen zu einem niedrigen oder sogar negativen Bevölkerungswachstum.

Und wie sieht es im guten alten Europa aus? Europa wird oft als der alte Kontinent bezeichnet und im demographischen Sinne stimmt das auch durchaus. Die europäische Bevölkerung weist derzeit laut UNO (2003) das höchste Durchschnittsalter, nämlich 37,7 Jahre, weltweit betrachtet auf. Mitte des Jahrhunderts wird das Durchschnittsalter in Europa höchstwahrscheinlich sogar 48 Jahre betragen, während die "neue Welt", d. h. Nordamerika, bei ungefähr 40 Jahren und der Rest der Welt noch weiter darunter liegen wird.

Europa führte schon die globalen demographischen Trends im 19. und 20. Jahrhundert an und wird wahrscheinlich im 21. Jahrhundert an der Spitze der Bevölkerungsalterung liegen. Die Bevölkerung der über 60-jährigen steigt rasch an, wäh-

rend die Zahl der unter 20-jährigen im Schwinden begriffen ist. Aufgrund der in den letzten Jahrzehnten in großen Teilen Europas vorherrschenden sehr niedrigen Geburtenrate hat sich die Altersstruktur der Bevölkerung bereits so stark verändert, dass es in den nächsten Jahren immer weniger Frauen im fortpflanzungsfähigen Alter geben wird; die fortschreitende Bevölkerungsalterung und sogar eine Abnahme der Bevölkerungszahlen ist somit quasi vorprogrammiert (Lutz et al. 2003). Die Gesamtbevölkerung Europas wird langfristig abnehmen, selbst wenn wir davon ausgehen, dass es zu einer beträchtlichen Einwanderung und einem weiteren Anstieg der Lebenserwartung kommen könnte. Ohne Zuwanderung würde die europäische Bevölkerung noch rascher altern und die Bevölkerungszahlen würden schon sehr bald sinken.

Als Beispiel sehen Sie in Abbildung 2 die Alterspyramide für Österreich. An dieser Pyramide (die eigentlich gar nicht wie eine Pyramide aussieht) lässt sich vieles von der Geschichte des 20. Jahrhunderts ablesen. In den älteren Bevölkerungsgruppen können wir nach wie vor die Folgen des Ersten Weltkrieges und der Depression erkennen, auch die größeren Geburtenkohorten im Jahr 1940 infolge des Babybooms unter den Nazis spiegeln sich wider, gefolgt von einem Geburtenrückgang in den Jahren 1945/46. Ganz besonders auffällig ist der Babyboom der Sechzigerjahre, gefolgt von der Fertilitätsabnahme der Siebziger.

Was nun zukünftige Entwicklungen anbelangt, so ist ein Großteil der in den nächsten Jahrzehnten stattfindenden Veränderungen in der Bevölkerung bereits in der heutigen Altersstruktur eingebettet. Es gibt insgesamt nur drei Unsicherheitsfaktoren, die einen Einfluss auf die zukünftige Form der Alterspyramide haben, nämlich die zukünftige Fertilität (Geburtenraten), Mortalität (Sterberaten), und die Migration. In allen drei Fällen ist es unsicher, wie die Entwicklung aussehen wird, aber die Bandbreite des Wahrscheinlichen ist nicht unbegrenzt. Deshalb haben wir bevölkerungsbezogene Wahrscheinlichkeitsberechnungen angestellt, die die Unsicherheitsverteilung der zukünftigen Fertilität, Mortalität und Migration in eine probabilistische Alterspyramide umsetzen.

Abbildung 3 zeigt diese Pyramide für das Jahr 2030 für Österreich. Die graphische Darstellung bietet einen guten Überblick über die verschiedenen, altersmäßig aufgeschlüsselten Unsicherheitsfaktoren. Der hellgraue äußere Bereich stellt den 95%igen Unsicherheitsbereich dar, während die in der Mitte liegende 60%ige Unsicherheit in mittelgrau und die 20%ige in dunkelgrau gekennzeichnet ist. Die schwarze Linie stellt den Median dar. Die Graphik zeigt ganz deutlich, dass die Zahl der Personen im Alter zwischen 50 und 60 (d. h. all jene, deren Geburtsdatum zwischen 1990 und 2000 liegt) die am wenigsten unsichere Größe im Jahr 2050 ist. Es gibt keine Fertilitätsunsicherheit, da wir bereits jetzt wissen wie groß diese Kohorten sind. Es gibt auch keine große Unsicherheit die Mortalität betreffend, da sie das Hauptmortalitätsalter ja 2030 noch nicht erreicht haben. Daher ergibt sich die Bandbreite größtenteils aus dem Unsicherheitsfaktor Migration. Für die ältere Bevölkerung steigt diese Unsicherheit deutlich, da wir jetzt noch nicht wissen, ob die Zunahme der Lebenserwartung in Kürze abflachen wird (in diesem Fall hätten wir weniger ältere) oder ob wir uns mit einer weiteren deutlichen Ab-

nahme der Alterssterblichkeit konfrontiert sehen (in jenem Fall hätten wir dann deutlich mehr ältere Menschen). Unter den Wissenschaftlern tobt zur Zeit ein heftiger Streit zwischen jenen, die glauben, dass wir die Grenze der Lebenserwartung praktisch schon so gut wie erreicht haben und jenen, die glauben, dass diese, sofern es überhaupt eine Grenze gibt, bei über 115 Jahren liege. Diese wissenschaftliche Unsicherheit findet sich in den Berechnungen wieder.

Bei den noch nicht geborenen Altersgruppen hingegen spielt die Unsicherheit der Fertilitätsrate eine entscheidende Rolle. Diese Unsicherheit wird umso größer, je weiter wir in die Zukunft blicken. Diese nach dem Alter differentielle Unsicherheit ist für verschiedene politische Aufgabenstellungen von höchster Relevanz. So ist zum Beispiel die Frage, wie viele Grundschulplätze wir im Jahr 2030 benötigen werden, wesentlich unsicherer als die Frage, wie viele Personen das festgelegte Pensionsalter erreichen werden, gleichgültig, um welches Alter auch immer es sich dabei im Jahr 2030 handeln wird. Die Graphik zeigt auch, dass aller Wahrscheinlichkeit nach im Jahr 2030 die Babyboom-Generation, die etwa um 1965 herum geboren wurde, immer noch die zahlenmäßig größte lebende Kohorte sein wird. Mit anderen Worten, es wird mehr 60-jährige Frauen in dieser Altersgruppe geben als in irgendeiner anderen Bevölkerungsgruppe. Und 20 Jahre später wird es aller Wahrscheinlichkeit nach mehr 80-jährige Frauen geben als Frauen in irgendeiner anderen Altersgruppe.

Abbildung 4 zeigt den Unsicherheitsbereich einer wichtigen Populationsvariable, der Support Ratio, diesmal für die EU-15. Sie wird definiert als die Anzahl der Personen im Alter von 15 bis 64, die auf eine Person im Alter von 65 oder darüber kommen. Daraus geht hervor, dass derzeit etwa vier Personen im arbeitsfähigen Alter auf eine Person im Pensionsalter entfallen. Da nicht jeder im Alter zwischen 15 und 64 momentan ins Pensionssystem einzahlt, ist die tatsächliche Support Ratio niedriger als diese demographische Kennzahl, die nur ein Hinweis auf die theoretische Pensionsbelastung ist. Aber der Trend ist klar erkennbar. Es steht mit ziemlicher Sicherheit fest, dass die Support Ratio in den nächsten Jahrzehnten deutlich auf etwa die Hälfte des momentanen Wertes sinken wird. Dieses Phänomen lässt sich durch die Tatsache erklären, dass die meisten der zukünftigen Verschiebungen bereits in der heutigen Altersstruktur festgelegt sind.

Wenn wir uns nun die zu erwartende zukünftige Bevölkerungsstruktur näher ansehen, dann sind die Veränderungen für Europa noch dramatischer. Abbildung 5 zeigt die neuesten Ergebnisse für Westeuropa ausgehend von den vom IASA bis 2100 erstellten Bevölkerungshochrechnungen. Sie zeigt den Anteil der über 80-Jährigen. Gegenwärtig sind nur etwa drei Prozent der Bevölkerung dieser sehr hohen Altersgruppe zuzurechnen und, wie aus der Abbildung hervorgeht, erwarten wir nur eine geringe Steigerung in den nächsten Jahren. Wenn aber die große Babyboom-Generation, die um 1965 geboren wurde, etwa im Jahr 2045 diese Altersgruppe erreicht, dann werden wir uns mit einem dramatischen Anstieg auf 10-15 Prozent der Gesamtbevölkerung im Median der Verteilung konfrontiert sehen. Der noch deutlichere Aspekt dieser Graphik ist der sehr große Unsicherheitsbereich, insbesondere in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts. Er zeigt die große wis-

senschaftliche Unsicherheit hinsichtlich zukünftiger Trends bei der Alterssterblichkeit, die ich vorher schon angesprochen habe. Wenn die Pessimisten Recht behalten und es kaum Verbesserung in der Lebenserwartung geben sollte, dann wird der Anteil der über 80-Jährigen weit unter 10 Prozent bleiben. Wenn die Optimisten Recht behalten und wir tatsächlich eine deutliche Senkung der zukünftigen Sterberate erleben, dann werden unvorstellbare 40 Prozent der Gesamtbevölkerung über 80 Jahre alt werden. Wenn wir versuchen, uns vorzustellen, wie solch eine Gesellschaft aussehen könnte, dann ist es fraglich, welchen Ansatz wir als optimistisch und welchen als pessimistisch bezeichnen sollten.

Werfen wir nun einmal einen genaueren Blick auf die Fertilität, die nicht nur der wichtigste Langzeitfaktor eines demographischen Trends ist, sondern auch in vielerlei Hinsicht eng mit den Veränderungen in der Familienstruktur verknüpft ist. Abbildung 6 zeigt die so genannte Gesamtfertilitätsrate in einigen westeuropäischen Ländern. Diese Kennzahl kann man als durchschnittliche Anzahl von Kindern pro Frau, berechnet auf Basis der Zahlen eines Kalenderjahres, bezeichnen. Man beobachtet die Fertilitätsraten von Frauen verschiedener Altersgruppen in einem Kalenderjahr und addiert diese, um dann die durchschnittliche Anzahl der Kinder einer hypothetischen, durchschnittlichen Frau zu berechnen, wenn sie diesen altersspezifischen Fruchtbarkeitsziffern unterliegt. Es ist erkennbar, dass während des Babybooms der 60er diese Raten bei über 2,5 Kindern pro Frau lagen. Während der 70er sank diese Zahl stark, angeführt von Deutschland, Luxemburg und Österreich, aber bald folgten auch die anderen. Heute sind einige beachtliche Unterschiede erkennbar: Während in Österreich die Fertilitätsrate bei etwa 1,3 liegt, hat Frankreich das höchste Niveau mit 1,9. In den südeuropäischen Ländern begann dieser Rückgang später und erreichte sogar noch niedrigere Niveaus (Abbildung 7). Die neuen Mitgliedsländer in Mittel- und Osteuropa (Abbildung 8) wiesen erstaunlich hohe und stabile Fertilitätsraten bis zur Wende im Jahr 1990 auf, dann begannen sie stark zu sinken. Heute weisen sie die niedrigsten Fertilitätsniveaus in Europa auf. In Nordeuropa (Abbildung 9) - mit Ausnahme von Irland, das einen Sonderfall darstellt - sanken die Raten sehr früh, beginnend Mitte der 60er Jahre, erreichten aber nie derart niedrige Niveaus wie in Süd- oder Mitteleuropa.

Es wurde viel über die Gründe für diesen Rückgang geforscht, aber es ist absolut unmöglich, einen einzelnen ausschlaggebenden Faktor auszumachen. Es handelt sich zweifelsohne um ein Zusammenspiel tief greifender Veränderungen in den sozialen und wirtschaftlichen Strukturen sowie einen Wertewandel. Der Begriff des zweiten demographischen Übergangs erlangte Bedeutung durch die Beschreibung einiger dieser Veränderungen, die von einer veränderten Einstellung zu Sex bis hin zu einem Bedeutungswandel von Heirat und der Stellung der Frau in der Gesellschaft reichen. Leider sagt uns dieses Paradigma nicht, wo der Übergang endet wird oder welche Veränderungen wir in den kommenden Jahrzehnten zu erwarten haben. Während es also schwierig ist, die Gründe für diese Trends zu identifizieren, ist es umso einfacher aufzuzeigen, welche der oft gehörten Erklärungen nicht für diese niedrigen Fertilitätsniveaus verantwortlich gemacht werden

können. Werfen wir einmal einen kurzen Blick auf den Anteil der außerehelichen Geburten und die Rate der berufstätigen Frauen.

Abbildung 10 zeigt das aktuelle Fertilitätsniveau im Vergleich zum Anteil der außerehelichen Lebendgeburten in allen 25 EU-Mitgliedsstaaten. Die Vermutung, dass die traditionelleren Gesellschaften, in denen die meisten Kinder in ehelichen Beziehungen geboren werden, höhere Fertilitätsraten aufweisen, wird durch empirische Daten deutlich widerlegt. Wenn man überhaupt irgendeine Beziehung ausmachen kann, dann geht sie bei den alten Mitgliedsländern (schwarz gekennzeichnet) genau in die umgekehrte Richtung, wo die Staaten mit den höchsten Fertilitätsraten (die nordischen Länder, Frankreich, Großbritannien und heutzutage sogar Irland) den höchsten Anteil der außerehelichen Geburten aufweisen. Auf der anderen Seite stehen die Mittelmeerländer (Griechenland, Italien, Spanien, Malta), in denen die Anzahl der außerehelich geborenen Kinder verhältnismäßig niedrig ist und eine niedrige Fertilitätsrate vorherrscht. Dieses Bild wird etwas durch die neuen Mitgliedsländer verzerrt, die eine niedrige Fertilitätsrate in Verbindung mit einem hohen Anteil von außerehelich geborenen Kindern aufweisen. Was könnte nun die Erklärung für dieses unerwartete Muster sein? Eine plausible Hypothese wäre, dass es in Ländern mit traditionelleren Normen, was Familie und Fertilität anbelangt, für junge Frauen schwieriger ist, Kinder und Karriere miteinander zu verbinden und sie somit gezwungen sind, sich entscheiden zu müssen. So überrascht es auch nicht, dass immer mehr Frauen der Karriere den Vorzug geben. Es sind also ausgerechnet diese traditionellen Normen, die Frauen dazu veranlassen, ihren Kinderwunsch aufzuschieben oder sogar auf Kinder zu verzichten.

Abbildung 11 untersucht die Beziehung zwischen Fertilität und Anteil der weiblichen Arbeitskräfte im Berufsleben. Es ist klar erkennbar, wie sich die Korrelationen dieser beiden Variablen weltweit im Laufe der Zeit geändert haben. Starke negative Korrelationen bis zum Jahr 1980 zeigen, dass in Ländern, in denen ein größerer Anteil von Frauen berufstätig war, die Fertilitätsrate niedriger war. Aber etwa um 1985 - als auch die Mittelmeerländer zur Gruppe mit niedrigerer Fertilitätsrate stießen - veränderte sich das Vorzeichen dieser Korrelation zum Positiven. In der Folge zeigte sich, dass in Ländern mit einem höheren Anteil an berufstätigen Frauen auch die Fertilitätsraten höher waren. In jenen Ländern ist es deutlich einfacher für Frauen, Arbeit und Familie auf Grund besserer Kinderbetreuungseinrichtungen, Familienbeihilfen und verschiedenster sozialer Unterstützungsmaßnahmen für berufstätige Mütter zu kombinieren. Dies hilft die scheinbar widersprüchliche Situation zu erklären, warum in den konservativeren Gesellschaften die Fertilität niedriger ist.

Globale Veränderungen des Bildungsniveaus

Wie ich bereits erwähnt habe, sind die für uns entscheidenden Humanressourcen mehr als nur die Anzahl der nach Alter und Geschlecht erfassten Personen. Ein zusätzliches, sehr wichtiges Element ist die nach Bildungsniveau aufgeschlüsselte Bevölkerungsverteilung. In nahezu allen Ländern dieser Welt hat sich der Bildungsstand der Bevölkerung in den vergangenen Jahrzehnten verbessert. Da Bil-

dung typischerweise in den jüngeren Jahren stattfindet, dauert es einige Jahrzehnte, bis sich eine Steigerung der Schülerzahl auf eine Steigerung des Humankapitals der Erwachsenen auswirkt. Mit anderen Worten, die Bildung von Humankapital hat ein großes Trägheitsmoment.

Die ersten weltweit erstellten Hochrechnungen, die das Humankapital betreffen, wurden erst kürzlich vom IIASA (Goujon und Lutz 2004) herausgegeben. In Tabelle 1 sehen Sie eine Auflistung aller Personen im erwerbsfähigen Alter im Jahr 2000, die über eine gewisse Bildung im Sekundär- bzw. Tertiärsektor verfügen. Weiters sind zwei Alternativszenarios bis 2030 ausgeführt. Das Szenario "Konstant" geht von der Annahme aus, dass die aktuellen Schulbesuchsraten unverändert bleiben werden, wodurch es infolge vorangegangener Verbesserungsmaßnahmen und der Tatsache, dass ältere, bildungsmäßig schwächere Kohorten durch besser ausgebildete, jüngere ersetzt werden, zu einer deutlichen Verbesserung des Humankapitals in vielen Ländern kommen wird. Das zweite Szenario, das ICPD-Szenario, rechnet damit, dass die 1994 auf der Internationalen Bevölkerungs- und Entwicklungskonferenz (ICPD) in Kairo festgelegten ambitionierten Bildungsziele erreicht werden; diese beinhalten die Schaffung gleicher Chancen im Bildungswesen für beide Geschlechter und die Gewährleistung einer allgemein zugänglichen Grundschulbildung.

Tabelle 1 zeigt, dass Europa (einschließlich Russland) mit über 350 Millionen Menschen im arbeitsfähigen Alter mit höherer Bildung - das sind viel mehr als in Afrika und sogar mehr als auf dem riesigen Südasiatichen Subkontinent - noch immer eine Weltmacht ist, was das Humankapital anbelangt. Dies hilft, die reinen Bevölkerungszahlen ins rechte Licht zu rücken. Aber die Tabelle zeigt auch, dass signifikante Veränderungen der weltweiten Verteilung des Humankapitals zu erwarten sind, auch unter der Annahme konstant bleibender Ausbildungs-raten. Im Rahmen dieses Szenarios wird es in jeder Region der Welt einige Verbesserungen des gesamten Humankapitals geben. Auf einer relativen Skala werden die Gewinne in den heutzutage am wenigsten entwickelten Regionen am stärksten sein, da die jüngst vorgenommenen Verbesserungen in der Ausbildung der jüngeren Generation bereits einen deutlichen Gewinn im Vergleich zur praktisch fehlenden Bildung in der älteren Generation darstellen. In Absolutzahlen gesehen, kann man sogar unter Annahme von gleich bleibenden Ausbildungs-raten, von großen Zuwächsen in der Zahl der berufstätigen Personen mit sekundärer oder tertiärer Bildung in Lateinamerika, Südasien und der Region China ausgehen. In den heutigen industrialisierten Ländern können nur geringe Zuwächse erwartet werden. Vergleicht man diese Ergebnisse mit dem optimistischen Szenario, das die Bildungsziele der ICPD als gegeben annimmt, dann findet man erstaunlich geringe Unterschiede zum Szenario mit der gleich bleibenden Ausbildungsrate. Das ist die Folge des starken Trägheitsmoments von Verbesserungen der Bildungsstruktur. Steigerungen der Schülerzahlen heute und in den kommenden Jahrzehnten werden die durchschnittliche Bildung der gesamten berufstätigen Bevölkerung nur sehr langsam verbessern. Den Unterschied sollte man nur in der Region Afrikas südlich der Sahara hervorheben, da die aktuellen Schülerzahlen immer noch weit unter

Regionen	Sekundär- und Tertiärbildung					
	Basisjahr		Konstant		ICPD	
	2000 männlich	2000 weiblich	2030 männlich	2030 weiblich	2030 männlich	2030 weiblich
Nordafrika	19	11	47	38	49	41
Afrika südl.d. Sahara	32	17	79	61	106	90
Nordamerika	88	89	100	99	100	99
Lateinamerika	66	65	140	143	143	147
Zentralasien	13	13	25	25	25	25
Mittlerer Osten	17	12	50	40	53	46
Südasien	134	57	250	116	288	195
Region China	238	153	416	354	406	346
Pazifisches Asien	53	41	99	90	106	99
OECD ^a Pazifik	40	40	40	39	39	40
Westeuropa	106	95	124	122	125	122
Osteuropa	26	23	31	30	31	31
FSU Europa ^b	53	41	99	90	106	99
Gesamte Welt	887	673	1.459	1.219	1.531	1.343

Tabelle 1: Bevölkerung (in Millionen) im Alter zwischen 20 und 65, nach Bildungsniveau und Geschlecht, 2000 und 2030 auf Basis des "Konstant"- und des "ICPD"-Szenarios. Quelle: Goujon und Lutz (2004: 149)

^a OECD (Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung)-Mitglieder im pazifischen Raum.

^b Europäischer Teil der ehemaligen Sowjetunion.

den Zielen von Kairo liegen. Da die ICPD auch von einer geringeren Fertilität in einigen Regionen ausgeht, sind die absoluten Zahlen im ICPD-Szenario sogar niedriger als jene im Szenario mit konstanten Zahlen.

Abbildung 12 fasst die Informationen von Tabelle 1 in graphischer Form zusammen. Sie vergleicht die vier wirtschaftlichen "Megaregionen". Es ist erkennbar, dass momentan Europa und Nordamerika zusammen noch immer die Welt hinsichtlich des Humankapitals dominieren, obgleich Südasien und die Region China bereits größer hinsichtlich der Bevölkerung im arbeitsfähigen Alter sind. Die Abbildung zeigt auch die verschiedenen Ansätze von China und Südasien (Indien), die die Tatsache widerspiegeln, dass China, anders als Südasien, in den vergangenen Jahrzehnten sehr viel in primäre und sekundäre Bildung investiert hat und den Höchststand der Bevölkerungszahl in den nächsten Jahrzehnten erreichen wird.

Südasien wird die Region China hinsichtlich der Bevölkerungsgröße bald überholen, aber wird hinsichtlich des Humankapitals zurückfallen. Selbst unter Annahme des optimistischen Szenarios wird Afrika nur sehr gemäßigte Anstiege des Humankapitals erfahren. Ein interessanter Punkt, der noch angesprochen werden sollte, ist, dass Chinas Humankapital so rasch wächst, dass China um das Jahr 2015 mehr Menschen im erwerbsfähigen Alter mit Sekundär- oder Tertiärbildung haben wird als Europa und Nordamerika zusammen. Diese globale Verlagerung des Humankapitals kann auch zu veränderten geopolitischen und wirtschaftlichen Gleichgewichten führen, uns aber auch einen Hinweis auf die wahrscheinliche zukünftige Verfügbarkeit von Humanressourcen geben.

Was haben diese globalen Muster des Humankapitals mit den Familien und dem Thema unserer Konferenz zu tun? Wie bereits zu Beginn angesprochen, ist es nicht so sehr bloß die Anzahl der aus Familien hervorgehenden Kinder, die uns interessiert, sondern vielmehr die wichtige Rolle, die Familien für die Früherziehung der Kinder spielen. Es wurde nahezu weltweit immer wieder nachgewiesen, dass die Chancen, die ein Kind hinsichtlich seiner Bildung hat, sowie die intellektuellen und emotionalen Vorbedingungen, um in der Schule erfolgreich zu sein, sehr viel mit dem frühen Kindheitsumfeld, für das normalerweise die Familie zuständig ist, zu tun hat. Dies trifft auch auf die Gesundheit zu, wo die Familienbedingungen der Schlüssel zum Überleben in der Kindheit und sogar für den Gesundheitszustand des zukünftigen Erwachsenen sind. Und es gibt ein starkes positives Feedback: Eltern mit höherer Schulbildung tendieren dazu, besser gebildete und sogar gesündere Kinder zu haben, ein Muster, das auf beinahe jede Gesellschaft dieser Welt zutrifft, unabhängig vom Entwicklungsstand.

Schlussfolgerungen

Einige sind der Frage nachgegangen, ob es so etwas wie die optimale Bevölkerungsgröße und -struktur gibt. Dies ist eine schwierige Frage, auf die es keine klare Antwort gibt. Insbesondere in Hinblick auf die Bevölkerungsgröße und die daraus resultierende Bevölkerungsdichte hängt das, was als Optimum angesehen wird, stark von der natürlichen Ressourcenbasis, dem Stand der Technik und anderen subjektiveren Kriterien ab. Der Wirtschaftswissenschaftler Julian Simon nannte die Menschen die "ultimative Ressource" und war der Meinung, dass es davon niemals genug geben könne. Ökologen wie Paul Ehrlich wiederum sind der Meinung, dass es bereits zu viele Menschen auf diesem Planeten gibt. Was nun die richtige Ansicht ist, hängt davon ab, welche Kriterien wir anwenden.

Was nun den Schwerpunkt unserer Konferenz anbelangt, so bedeuten "mehr Menschen" unter Umständen auch mehr Menschen, die Bedürfnisse haben, die gestillt sein wollen und auch mehr Menschen, die helfen können, diese zu erfüllen. Um ein noch differenzierteres Bild zu erhalten, erweiterten wir den einfachen Ehrlich-Simon-Ansatz, der ausschließlich auf die Anzahl der Menschen ausgerichtet ist, um zwei weitere Ebenen. Zuerst fügten wir die Altersstruktur der Bevölkerung hinzu und somit die Reproduktionsebene. Für das Gleichgewicht zwischen Leistungsanbietern und -empfängern stellen sowohl rasches Bevölkerungswachstum

(sehr viele Kinder, weniger Erwachsene im arbeitsfähigen Alter) sowie rasches Altern der Bevölkerung (viele Ältere, wenig junge Erwachsene) Herausforderungen dar. Um also eine stabile und ausgewogene Altersstruktur der Bevölkerung beizubehalten, wäre eine Fertilitätsrate von zwei überlebenden Kindern ideal.

Wir haben aber noch eine zweite wichtige Differenzierungsebene eingefügt. Nicht jedes Mitglied der Gesellschaft verfügt über die gleichen Fähigkeiten, seine/ihre Hilfe anzubieten. Stellvertretend für dieses Humankapital haben wir uns den Bereich Bildung näher angesehen. Dieser erweitert die Diskussion über Bevölkerungsalterung um eine ganz wichtige Dimension. Eine bessere Bildung der jüngeren Generation könnte teilweise die sinkende Anzahl der Jungen in den alternden Gesellschaften kompensieren. In diesem Fall sinkt die Summe des Humankapitals, das einer Gesellschaft zur Verfügung steht nicht aufgrund niedriger Geburtenraten. Das gibt Anlass zur Hoffnung, falls die jüngere Generation nicht nur besser gebildet ist, sondern auch die mentalen und physischen Gesundheitsvoraussetzungen mitbringt sowie die Bereitschaft, ihre Fähigkeiten in den Dienst der Gesellschaft zu stellen. Während die formelle Ausbildung meistens durch gesellschaftliche Einrichtungen erfüllt wird, werden die anderen persönlichen Vorbedingungen vor allem durch die Ursprungsfamilien erfüllt. Folglich hängt die Bereitstellung von neuen Humanressourcen für die Gesellschaft von morgen sehr stark vom Funktionieren der Familien als Generatoren für die nächste Generation ab.

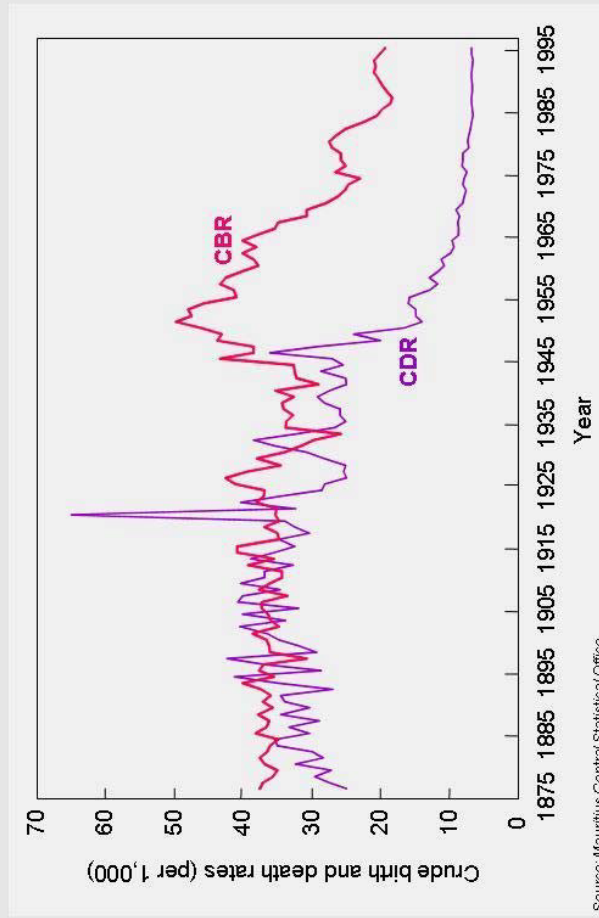
Literatur

- Engelhardt, H., Prskawetz, A. *On the changing correlation between fertility and female employment over space and time. European Journal of Population 20, S. 35-62. 2004*
- Goujon, A., Lutz, W. *Future human capital: Population projections by level of education, S. 121-157 in W. Lutz, W. C. Sanderson, S. Scherbov (eds.), The End of World Population Growth in the 21st Century: New Challenges for Human Capital Formation and Sustainable Development. London 2004*
- Lutz, W., O'Neill, B.C.,
S. Scherbov *Europe's population at a turning point. Science 299: S. 1991-1992. 2003*
- United Nation *World Population Prospects: The 2002 Revision. New York: United Nations, Population Division. 2003*

Zum Autor:

PhD Wolfgang Lutz, Studium der Sozial- und Wirtschaftsstatistik an der Universität Wien, M.A. in Demographie an der Universität Pennsylvania, PhD in Demographie an der Universität Pennsylvania, Habilitation in "Demographie und Sozialstatistik" an der Universität Wien. Seit 1988 Univ.-Doz. für Demographie und Sozialstatistik an der Universität Wien, seit 1994 Leiter des World Population Program am Internationalen Institut für angewandte Systemanalyse (IIASA) in Laxenburg, 1998-2001 Generalsekretär des International Union for the Scientific Study of Population (IUSSP), seit Januar 2002 geschäftsführender Direktor am Institut für Demographie der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

BIRTH AND DEATH RATES IN MAURITIUS since 1871



Source: Mauritius Central Statistical Office.

Abbildung 1. Rohdaten der Geburts- und Sterberaten auf Mauritius seit 1871.
Quelle: Statistisches Zentralamt Mauritius.

Age Pyramid Austria 2000

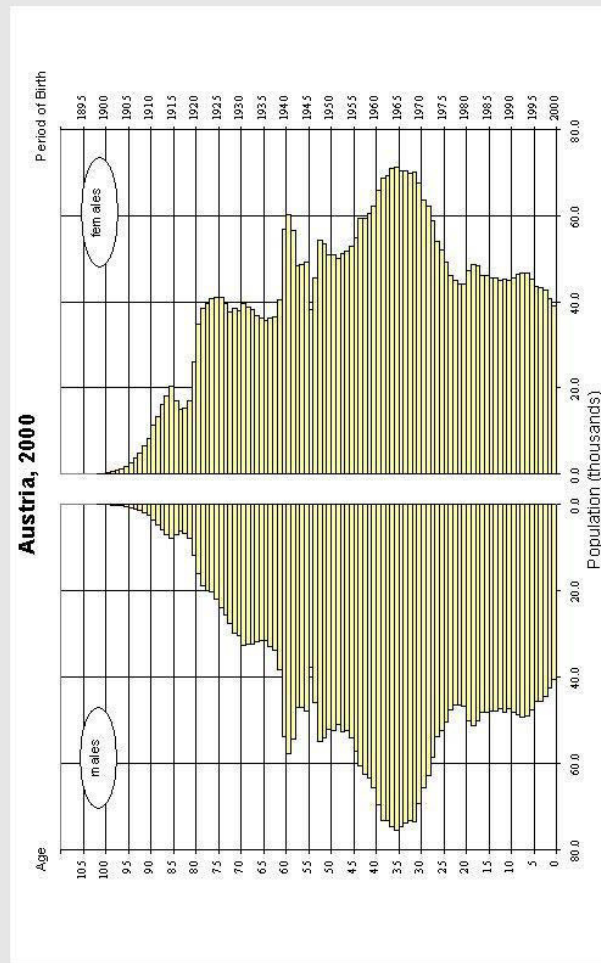


Abbildung 2. Alterspyramide für Österreich (2000).

Probabilistic Age Pyramid for Austria 2030

The orange interval gives the 95 percent uncertainty range, the green one the 60 percent range and the blue one the most likely paths

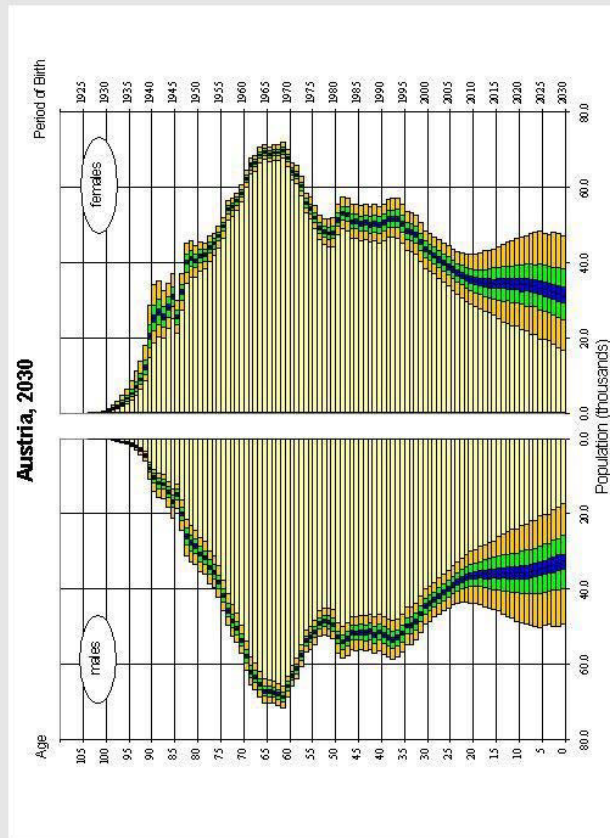


Abbildung 3. Wahrscheinlichkeitstheoretische Alterspyramide für Österreich (2030).

EU-15, Uncertainty Distribution of Support Ratio (2000-2050)

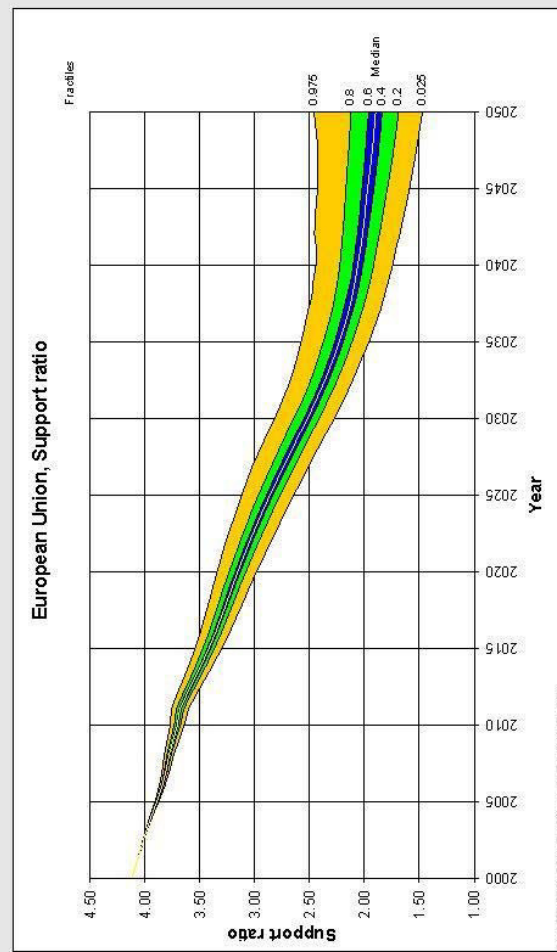


Abbildung 4. Unsicherheitsverteilung der Support Ratio für die EU-15 (2000-2050).

Western Europe, Uncertainty Distribution of Proportion above Age 80 (2000-2100)

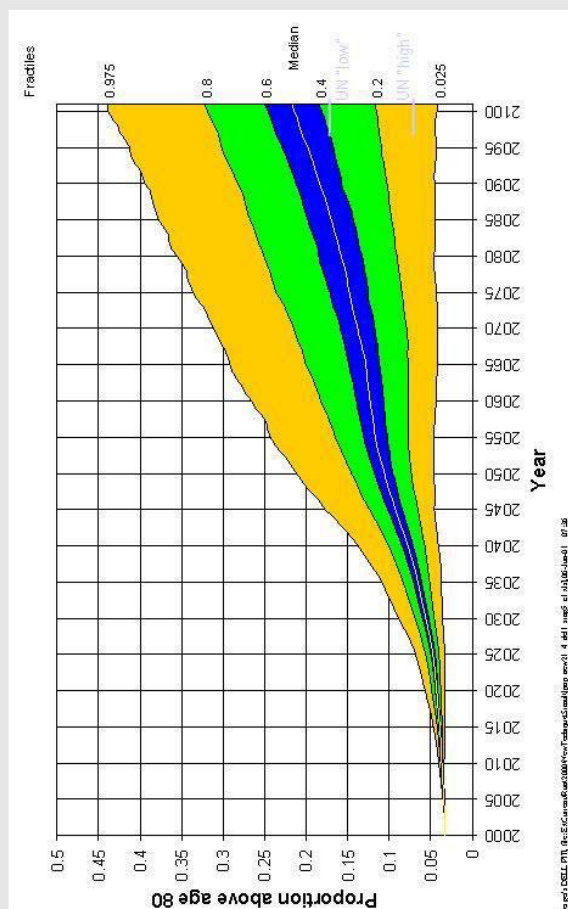


Abbildung 5. Unsicherheitsverteilung des Anteils der über 80-Jährigen für Westeuropa (2000-2100).

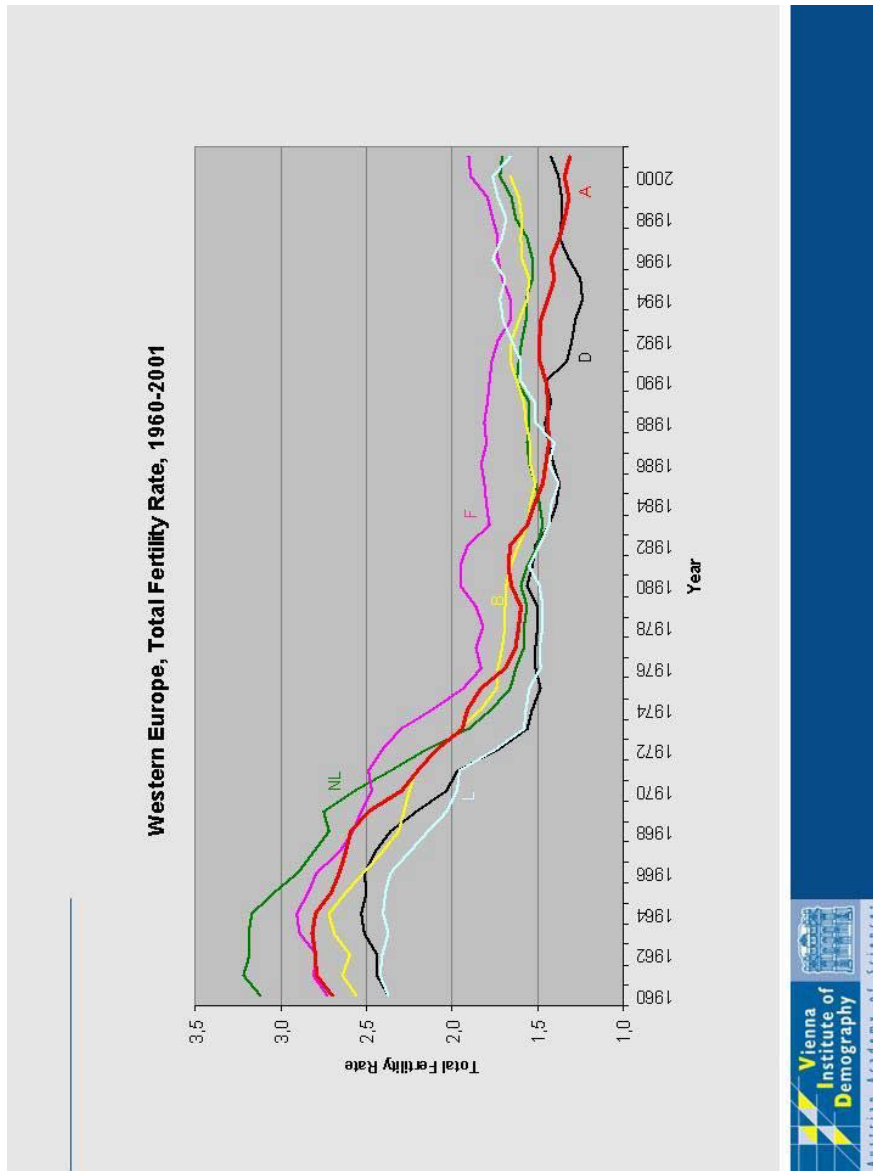


Abbildung 6. Gesamtfertilitätsrate in einer Reihe von westeuropäischen Ländern (1960-2001).

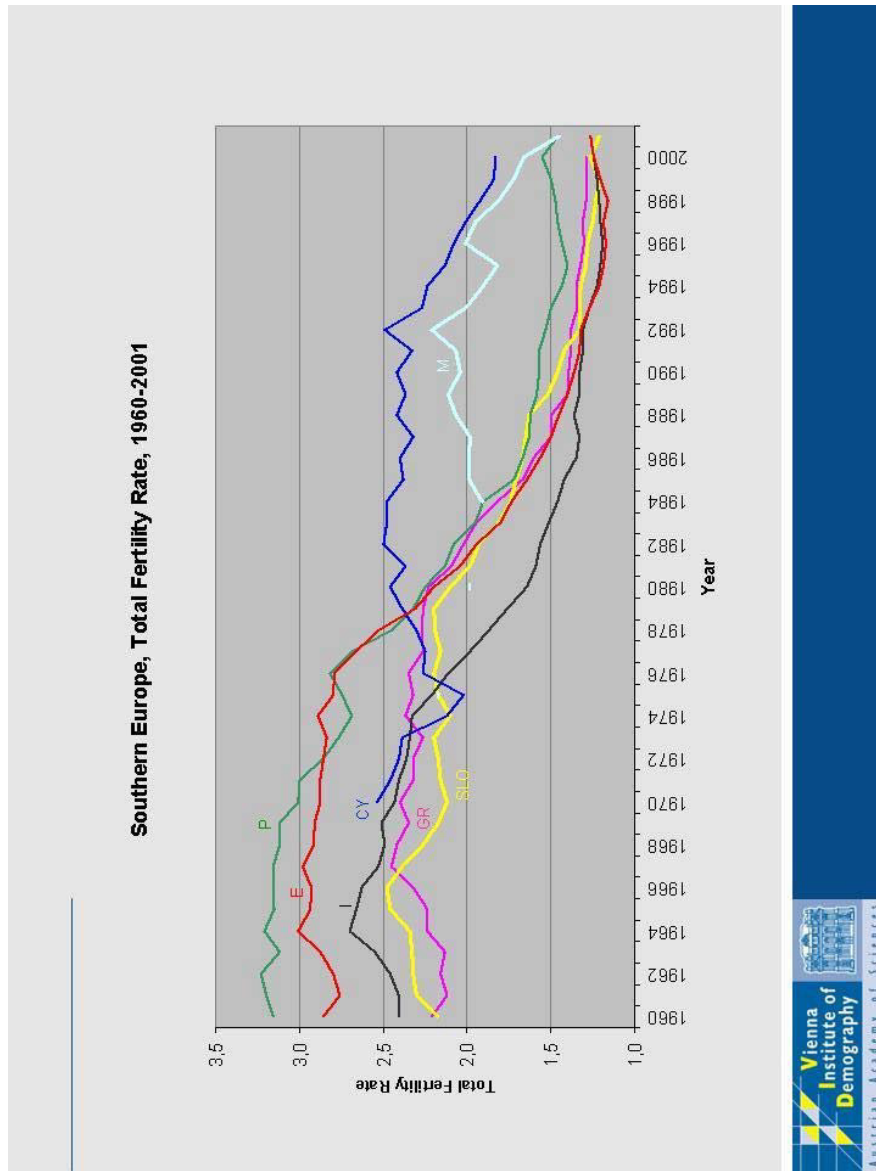


Abbildung 7. Gesamtfertilitätsrate in Südeuropa (1960-2001).

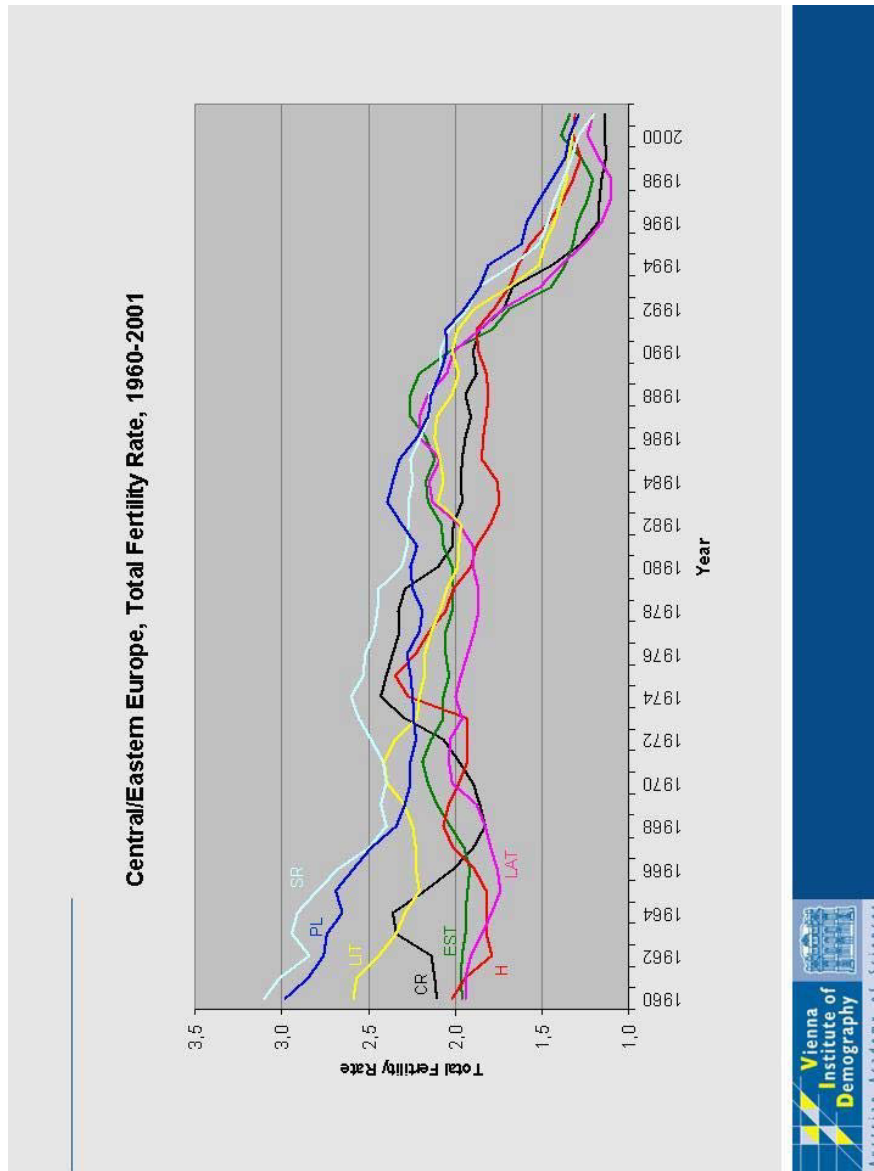


Abbildung 8. Gesamfertilitätsrate in Mittel- und Osteuropa (1960-2001).

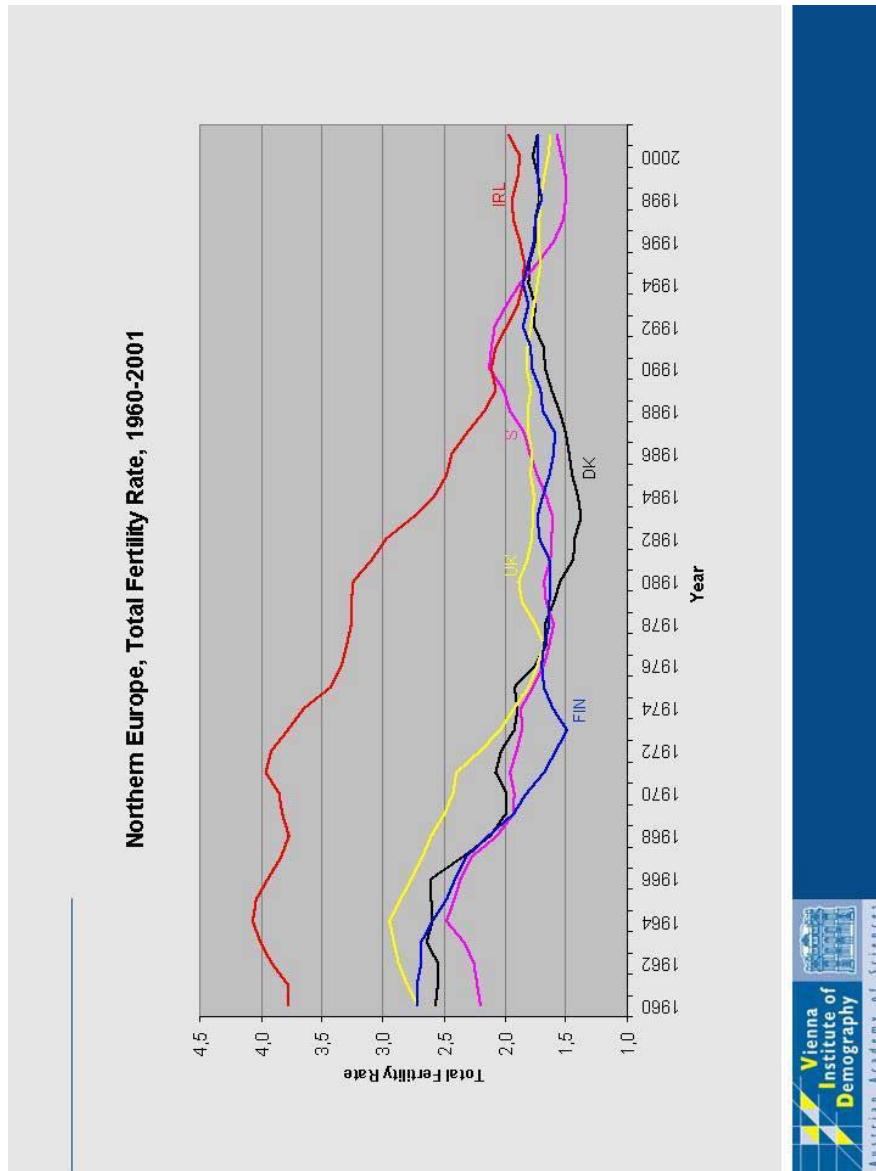


Abbildung 9. Gesamtfertilitätsrate in Nordeuropa (1960-2001).

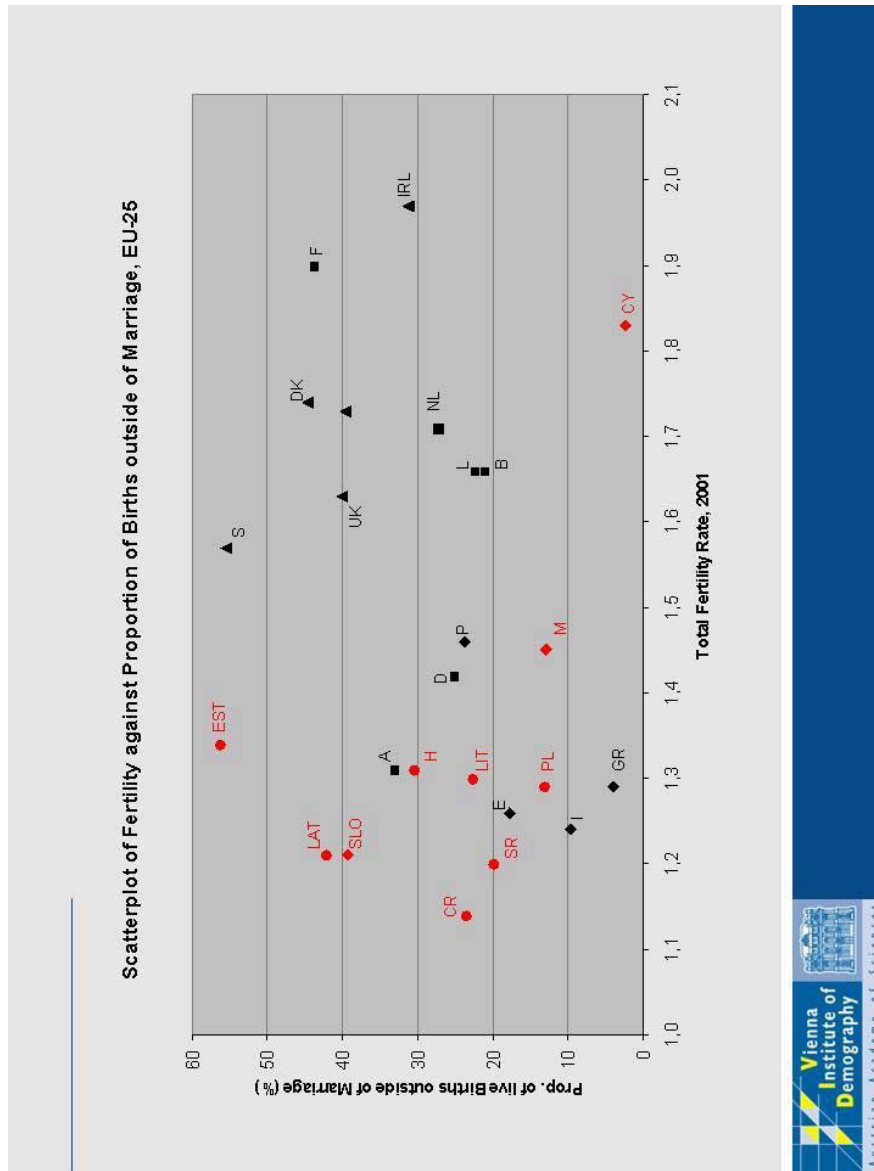


Abbildung 10. Punktwolke der Fertilität im Vergleich zu außerehelichen Geburten in den 25 EU-Mitgliedsländern.

Cross-country correlation between Total Fertility Rate and Female Labour Force Participation Rate for 21 OECD countries, 1960-2000

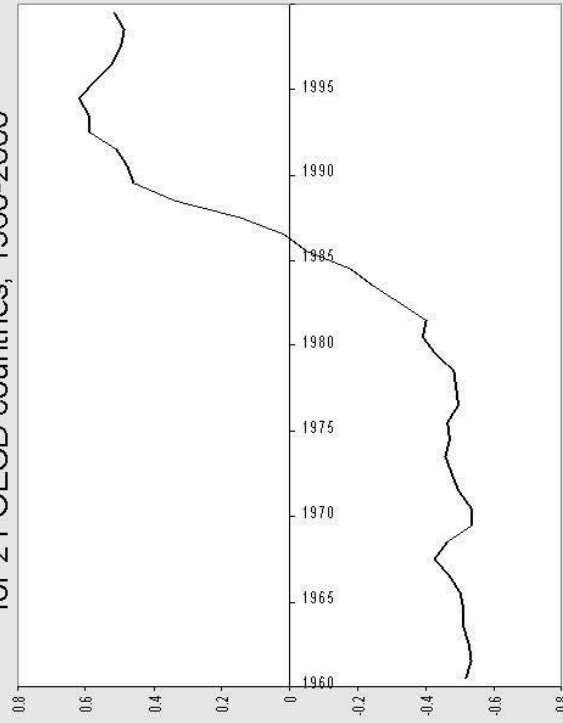


Abbildung 11. Internationale Korrelation zwischen Gesamtfertilitätsraten und Anteil der weiblichen Berufstätigen für 21 OECD-Länder (1960-2000). Quelle: Engelhardt and Prskawetz (2004).

Abbildung 12. Bevölkerung (in Millionen) zwischen 20-65 Jahren, aufgeschlüsselt nach Bildungsniveau, laut "ICPD"-Szenario in vier Megaregionen, 2000-2030. Quelle: Goujon und Lutz (2004: 138).

Unterschiedliche Bedürfnisse –

Antworten der Gesellschaft für Kinder, Familien, Paare und die ältere Generation – 52. Internationale Konferenz - Wien, Österreich 3. - 6. Juni 2005

Die Internationale Kommission für Partnerschafts- und Familienbeziehungen (ICCFR/CIRCF) in Zusammenarbeit mit dem österreichischen Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz sowie dem Institut für Ehe und Familie Wien luden zur Internationalen Jahreskonferenz 2005 ein.

In den vergangenen Jahren verabschiedeten Staaten weltweit sehr viele politische gesetzgeberische Maßnahmen zugunsten der Kinder, Eltern, Familien, Paare und der älteren Generation. Rechte, Zuwendungen, Verpflichtungen und Verantwortlichkeiten waren die Grundlage für politische Debatten, aus denen diese Gesetzgebungen hervorgingen.

Somit stellt sich die Frage, ob die in den einzelnen Ländern gesetzten Maßnahmen auch tatsächlich dem Wohl der genannten Bevölkerungsgruppen dienen. Es ist auch zu hinterfragen, ob die neuen Bestimmungen dem allgemeinen Gerechtigkeitsempfinden der Menschen entsprechen und ob sie für die Stabilität, den Zusammenhalt und die Menschlichkeit der Gemeinschaft förderlich sind.

Die Hauptreferate der Konferenz befassten sich insbesondere mit den Auswirkungen von Veränderungen auf das Zusammenleben von Paaren und Familien. "Was heißt 'Solidarität' heute, wie sieht es aus mit den Systemen der sozialen Absicherung, welche Auswirkungen haben die neuen Gesetzgebungen auf das Leben von Kindern und Erwachsenen in ihren sozial sehr unterschiedlichen Lebensbedingungen?"²²

Das Konferenzprogramm bot neben den Hauptreferaten, themenzentrierten Workshops und interdisziplinären, multikulturellen Diskussionsgruppen die Möglichkeit, eigene Fachbereiche zu vertiefen und im Austausch mit Kolleg(inn)en anderer Wissenschafts- und Arbeitszweige neue Ein- und Ausblicke zu gewinnen.

Nachdem der Präsident des ICCFR Derek Hill die Konferenz eröffnete, Grußworte von Bundesministerin für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz Frau Ursula Haubner überbracht wurden, gefolgt von der Grußansprache des Direktors Günter Danhel, des Instituts für Ehe und Familie (IEF) Wien, führte der Präsident des ICCFR, Mr. Derek Hill, in die Konferenz ein.

Es folgten vier Hauptreferate; aus 10 interessanten Workshopthemen konnte ich zwei auswählen und während der gesamten Tagung an einer interdisziplinären Diskussionsgruppe teilnehmen.

²² Aus der Einladungsbroschüre zur Konferenz

Hauptreferat I:**"Familien: Lebensquelle der Gesellschaft"****Wolfgang Lutz, geschäftsführender Direktor des Instituts für Demographie der österreichischen Akademie der Wissenschaften**

Herr Lutz wies in seinem Referat auf die globale demographische Veränderung vom 20. Jahrhundert als dem Jahrhundert des Bevölkerungswachstums hin – die Weltbevölkerung stieg von 1,6 Milliarden auf 6,1 Milliarden an – und verdeutlichte, dass das 21. Jahrhundert mit einem ungeheuren Anstieg der Bevölkerungsgruppe der über 60-jährigen und möglicherweise einem Rückgang der Gesamtbevölkerung das Jahrhundert der Bevölkerungsalterung werden wird. Seine Ausführungen werden in diesem INFO veröffentlicht. Sehr wesentlich bei seinen Ausführungen ist der FOCUS auf die Ursprungsfamilie. Er verdeutlichte, dass eine Gesellschaft sehr stark vom Funktionieren der Familien als Generator für die nächste Generation abhängt und wie wichtig diese Humanressourcen für eine Gesellschaft sind.

Hauptreferat II:**"Wer befriedigt die unterschiedlichen generationsspezifischen Bedürfnisse in der Familie?"****Lidia Makianich de Bassett, Universität Buenos Aires, Argentinien**

Frau de Bassett beschrieb die Funktionen der Familie in Argentinien und konstatierte den Verlauf von der Großfamilie zur Kernfamilie, die weitaus mehr Funktionen mit größerem Erfolg übernimmt. Familie sei eine Produktions- und Verbrauchseinheit. Der Bericht der Konferenz von Leuven in Belgien vom 6.5.2003 habe bereits auf die Bedeutung der Familie als Hauptquelle für das Gesellschaftskapital hingewiesen. Sie ging unter anderem auf die derzeitigen Postulate des Familienrechts in Argentinien ein sowie auf den Fortschrittsbericht zur Familienrechtsordnung und teilte mit, dass laut Statistik des "Poder Judicial de la Nación" aus dem Jahre 2003 die Instanz der "Mediation" es ermöglicht, in Argentinien die oft sehr langen Scheidungsverfahren schneller abzuschließen. Zwischen einem Viertel und einem Drittel der Verfahren wurden durch einvernehmliche Einigung der Gegner beigelegt. Einigungen bewertete sie als effektiver als Gerichtsurteile. Bei der älteren Generation beschrieb sie das Phänomen, dass einkommensarme Familien mehr Solidarität ihren alten Eltern gegenüber zeigen als Leute aus wohlhabenden Familien.

Hauptreferat III:**"Unterstützung für Paare in der Gesellschaft: Bilanz und Ausblick"****Christopher Clulow PhD, Direktor des Tavistock Centre for Couple Relations, London**

Herr Clulow stellte die Ehe- und Familienarbeit in England aus dem Blickwinkel der Reaktionen der Betroffenen vor. Er stellte fest, dass "lernende Beziehungen" wie "lernende Organisationen" am besten für die Herausforderungen unserer Zeit geeignet erscheinen. Wichtig hierbei ist es, wie derartige Beziehungen unterstützt und erfolgreich werden können. Dass Partnerschaftsprobleme heute fast aus-

schließlich als Privatangelegenheit betrachtet würden, hinterfragte er kritisch. Er diskutierte die gesellschaftliche Institution der Ehe, forderte eine notwendige Unterstützung der Paare durch die Gesellschaft und führte auf, welchen gesellschaftlichen Wert eine sichere Ehe darstellt.

Hauptreferat IV:

"Familienpolitik in Quebec: Antworten auf die unterschiedlichen Bedürfnisse von Kindern, Eltern und Familien"

Micheline Gamache, Assistant Deputy Minister für Familienpolitik, Quebec Kanada

Frau Gamache beschrieb in Ihrem Vortrag, dass sich die Familien in Quebec im Laufe der letzten Jahrzehnte hinsichtlich ihrer Formen, ihrer Lebenswirklichkeit und ihrer Bedürfnisse diversifiziert haben. Der Staat Quebec trägt auf mehreren Ebenen der Vielfalt der familiären Lebenssituationen Rechnung, z. B. durch die Anpassung der Betreuungsinfrastruktur von Kindern an die unregelmäßigen Arbeitszeiten einiger Eltern, durch spezielle Angebote für Kinder aus benachteiligten Bevölkerungsgruppen, für Immigrantenkinder oder Kinder mit einer Behinderung. Um die Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit und Familie zu gewährleisten, die den heterogenen Realitäten der Region und der Unternehmen Rechnung tragen soll, wurde die großzügigere Elternversicherung eingeführt, auf die auch Selbständige und Väter Anspruch haben. Im Staate Quebec wurden 260 gemeinschaftsbasierte Familieneinrichtungen geschaffen. Außergewöhnliche Lebensumstände erfordern in einer wandelnden Lebenswirklichkeit der Eltern, Kinder, Paare und älteren Menschen von heute eine vielfältige und dynamische Familienpolitik, die auf das Wohl von Familien hinarbeitet. Diese Familienpolitik beruht wie die Gesellschaft Quebecs auf den Grundsätzen der Demokratie, der gesellschaftlichen Teilhabe und der Solidarität.

Im **Workshop 10** wurde von Herrn André Habisch, Theologe und Wirtschafts-wissenschaftler, Prof. für Sozialethik an der Universität Eichstätt – Ingolstadt zum Thema: "Die Institution der Ehe und die Sozialpolitik im 21. Jahrhundert" diskutiert. Das ist auch ausführlich nachzulesen in seinem Buch "Erfolgsmodell Ehe" München, Olzog - Verlag 2004. Die immer geringer werdenden Finanzmittel bedrohen nach seiner Meinung die vorherrschenden Modelle der Sozialpolitik. Sie soziale Ungleichheit vergrößert sich und somit verringert sich die Investition in das Humankapital, was zu geringeren Geburtenraten führt. Der Ehevertrag wird als wichtigstes Element der sozialen Ordnung wieder entdeckt. Dieser führt zu einem gewissen Maße an gegenseitiger Solidarität und führt zu einer beträchtlichen Erhöhung des Lebensstandards von Kindern. Das moderne Konzept der Ehe setzt auf partnerschaftliches Verhalten und weniger auf die Unterordnung von Frauen und Kindern. Das liberale Eherecht (wie etwa die No-Fault-Divorce in den Vereinigten Staaten) darf dies nicht untergraben. Durch die Erleichterung der Scheidung wird die Bereitschaft, in Partnerschaft und Kinder zu investieren, verringert.

Im **Workshop 4** diskutierten die TeilnehmerInnen mit Herrn Josef Zeman (Tschechische Republik), dem Direktor des Nationalen Familienzentrums und Leiter des Ehe- und Familienberatungszentrums in Brunn, Psychotherapeut und Familienberater, zum Thema "Familien in sich wandelnden post-sozialistischen Gesellschaftssystemen". Der Verlauf des Modernisierungsprozesses in den westlichen Industrieländern wurde im Vergleich mit den ehemaligen sozialistischen Ländern im damaligen Ostblock thematisiert. Vor diesem Hintergrund wurden die grundlegenden menschlichen Erfahrungen und das Verhalten in der Familie beleuchtet. Die Familie als Hauptquelle der Reproduktion des Humankapitals wurde von Selbsthilfegruppen unterschiedlichster Art unterstützt, den kirchlichen Gemeinschaften und Institutionen der Selbstverwaltung bzw. staatlichen Verwaltung. Da derartige Institutionen in den post-sozialistischen Ländern fehlen oder bisher nur schwach ausgebildet wurden, resultiert daraus eine ungenügende Familienvorsorge. Diese führt zu einer schlechteren Ausgangsposition für die Leistungsgesellschaft, da das Streben nach wirtschaftlichem Erfolg Investitionen in das Humankapital verhindert.

Der **Tagungsbericht** ist auf der Website des ICCFR www.iccfr.org nachzulesen. Auf der Konferenz trafen sich 22 Länder aus fünf Kontinenten. Der fachliche und persönliche Austausch war eine Bereicherung. Der besondere Dank gilt Gerlind Richards, MBE ICCFR General Secretary, und dem Präsidenten Derek Hill sowie dem ICF Direktor Danhel und seinen Mitarbeitern, die uns vier unvergessene Tage in Wien mit sehr viel Herzlichkeit organisiert haben.

Integrierte Psychologische Beratung – Vorstellung des neuen Gesamtkonzeptes für die Weiterbildung in Beratung

Abstract

Vor dem Hintergrund der fachpolitischen Diskussion wurde ein neuer integrierter Bildungsgang "Integrierte Psychologische Beratung" entwickelt. Der Autor beschreibt die Argumentationsfiguren und stellt das neue Curriculum vor.

Psychosoziale Stichworte: Beratung – Beraterausbildung in Ehe-, Familien-, Lebens-, Erziehungsberatung, Schwangerenberatung, Schwangerschaftskonfliktberatung – European Association Councelling, EAC – Integrierte familienorientierte Beratung – Integrierte psychologische Beratung – Standards der Beraterausbildung – Synopse Beraterausbildungen

Seit den Gründungstagen der DAJEB ist es eines der zentralen operativen Felder unseres Verbandes Angebote zur grundlegenden Ausbildung in psychologischer Beratung zu machen.

In den Jahren nach der Gründung bestand die Weiterbildung zunächst nur aus wenigen, überschaubaren Wochenendkursen, mit denen sich zukünftige Beraterinnen und Berater innerhalb von wenigen Monaten auf ihre spätere Tätigkeit im Feld der psychosozialen Beratung vorbereiteten (Kruse, Schall, 1999, S. 8). Zeitweise verzichtete der Verband sogar in den sechziger Jahren zu Gunsten der mittlerweile gegründeten evangelischen und katholischen Ausbildungsinstitute auf eigene Weiterbildungsangebote. Dieser Beschluss wurde jedoch Anfang der siebziger Jahre aus gutem Grund revidiert.

Zur Sicherung der fachlichen Qualität in den Weiterbildungskursen wurden eigens Vorstandsmitglieder beauftragt, die Verbindung mit Dozenten und Mentoren in den Kursen zu gewährleisten. In der Zeit bis zu ihrem Ausscheiden aus dem Vorstand im Jahr 1986 hat Ruth Riemann als Diplom-Psychologin und Psychoanalytikerin die curriculare Gestaltung und fachliche Verantwortung für die Weiterbildungskurse wahrgenommen. In dieser Zeit wurde neben der Kursstruktur von Wochenendweiterbildungskursen auch die Struktur eines bundesweiten, zentralen Blockkurses geschaffen.

Per Vorstandsbeschluss wurde 1986 der Weiterbildungsausschuss ins Leben gerufen, dem neben den Kursleitern als geborene Mitglieder einzelne Vorstandsmitglieder mit einer speziellen Beauftragung angehören. Dieser Ausschuss hat seitdem die Aufgabe übernommen, die Lerninhalte der verschiedenen Weiterbil-

dungskurse zu standardisieren, zu koordinieren und einen fortlaufenden Fachdiskurs mit den Kursleitern und Mentoren im Sinne einer stetigen Optimierung und Aktualisierung zu führen. Mitte der neunziger Jahre konnte nicht nur ein gemeinsames Weiterbildungskonzept für alle Kurse verabschiedet werden, sondern der Umfang der Weiterbildung wurde auf Grund vieler aktuell aufgegriffener Themen deutlich erweitert. Ende der neunziger Jahre beriet der Vorstand nach Vorarbeit des Weiterbildungsausschusses eine verbindliche Verlaufsplanung für die verschiedenen Kurse mit ihren jeweiligen Strukturen, aber auch für Projekt-Fortbildungen oder regionale Veranstaltungen. Diese Verlaufsplanungen stellen sowohl für die Organisation und den Ablauf einer Weiterbildung so etwas wie ein Regie- und Qualitätshandbuch dar, das Kursleitung und Mentoren klare Vorgaben macht und den Teilnehmenden sichere Orientierung bietet.

Diese Tradition stetiger Anpassung und Fortentwicklung bei standardisierter Qualitätssicherung stand Pate, als der Vorstand auf einer eigens geplanten Klausursitzung nach dem KONTRAG-Gesetz im Februar 2004 über eine generelle Erweiterung des bestehenden Ausbildungscurriculums der DAJEB beriet.

Diese Beratungen mündeten im Mai 2004 in der Entscheidung, ein ganzheitliches und integriertes Ausbildungscurriculum zu entwickeln, das aufbaut auf die klassische Weiterbildung in Ehe-, Familien- und Lebensberatung, jedoch auch die Beratungsmodule der Erziehungsberatung und der Schwangeren- sowie Schwangerschaftskonfliktberatung dazunimmt.

Für die modularisierte Form einer berufsbegleitenden Weiterbildung in integrierter psychologischer Beratung und gegen ein Kompaktmodell sprachen zum einen der Gesamtumfang dieser Weiterbildung, ferner ein ansonsten notwendiges Ausdehnen der Kursblöcke auf Doppelwochen und die Komplexität bei den zu erbringenden Praktikumsstunden. Mehrere Parallelpraktika in unterschiedlichen Beratungsstellen erschienen dem Vorstand nicht angezeigt bei einer Postgraduiertenweiterbildung, in der die überwiegende Zahl der Teilnehmenden bereits berufstätig ist, während sie die Weiterbildung durchlaufen.

Beim Qualifizierungsmodul zu sämtlichen Fragen im Kontext von Schwangerschaft konnte auf die bereits seit Jahren im Rahmen der Projektförderung bestehenden DAJEB-Kurse zurückgegriffen werden.

Beim Modul zur Qualifikation in Erziehungsberatung musste jedoch vom Vorstand ein völlig neues Ausbildungssegment entwickelt werden, das in geeigneter Weise an die bestehende Grundausbildung anknüpfen würde. Ein erster Probelauf für dieses Modul wurde noch im Beschlussjahr 2004 konzipiert und noch im selben Jahr als Test für die Nachfragesituation gestartet. Besonderer Dank gilt hier Petra Heinze für die Federführung und einzelnen Mitgliedern des Weiterbildungsausschusses für ihre fachkundige Beratung bei der Ausarbeitung des Curriculums in Erziehungsberatung. Inzwischen ist dieses Ausbildungsmodul in Erziehungsberatung fester Bestandteil des Ausbildungsangebotes unseres Fachverbandes.

Getragen wurde diese Vorstandsentscheidung von vorangegangenen, maßgeblichen Veränderungen in der Beratungslandschaft der BRD, die ich als zentrale Argumentationsfiguren für die Erweiterung des Ausbildungskonzeptes der DAJEB im Folgenden kurz darstellen werde, bevor ich auf die inhaltlichen Ausweitungen in der Beratungsausbildung näher eingehe.

- Bereits der Grundgedanke, dass psychologische Beratungsarbeit als fachliche Dienstleistung in einem multiprofessionellen Team erbracht wird, verweist von je her auf den genuin ganzheitlichen und integrierenden Ansatz professioneller institutioneller Beratung. (vgl. Schrödter, 1992, 2003). Die Vielzahl der unterschiedlichsten Anlässe, deretwegen Klienten eine Beratungsstelle aufsuchen, sind nur zu bearbeiten, wenn dort ein multiprofessionelles Team zur Verfügung steht. Die auf den Einzelfall bezogene Integration unterschiedlichster professioneller Kompetenz ist das "Qualitätsmerkmal der Institutionellen Beratungsarbeit" und unterscheidet sie wesentlich von der Beratungsarbeit freier und zumeist gewerblicher Anbieter (Klann, 2004, S. 80).

Eine neuere Rekapitulation der funktionellen Kooperationsprinzipien in multiprofessionellen Beratungsteams und eine empirische Studie zu deren Realisierung aus Sicht der Träger, der Beratenden und der Ratsuchenden liefern Schlund u. a. (2005) für den Bereich der Erziehungsberatung und Morbitzer u. a. (2005) für die integrierten Beratungsstellen in kirchlicher Trägerschaft.

- Seit Anfang der achtziger Jahre erfolgte mit der theoretischen Konturierung und vor allem der Verbreitung systemischer Behandlungsansätze im Beratungswesen ein grundlegender Perspektivenwechsel sowohl in der klassischen Erziehungsberatung als auch in der Ehe- und Partnerschaftsberatung. Der Blick von Fachkräften weitete sich, weg vom Individuum, weg von der Eltern-Kind-Beziehung oder einfacher Betrachtung des Paares als Dyade hin zur Wahrnehmung der komplexen Konnektierung des einzelnen Klienten mit wesentlichen Bezugspersonen und insbesondere hin zu den ebenso vielfältigen wie verhaltensprägenden Wechselwirkungen innerhalb von Familiensystemen.

Schwierige Beratungsverläufe wie Anfangsverschlimmerung, festgefahrene und zirkulär geschlossene Klientensysteme, Symptomverschiebung wurden plötzlich verstehbar und mit einem neuen Methodenrepertoire kreativ handhabbar.

Dieser fachliche Diskurs in Folge der Ausbreitung von Theorien und Methodik familientherapeutischer Provenienz führte in breiten Teilen der Beratungslandschaft zur Auflösung der traditionellen Struktur einer Teilung von Ehe- und Lebensberatung auf der einen und Erziehungs- bzw. Familienberatung auf der anderen Seite. Vor allem im Bereich der Evangelischen Kirche und der Diakonie sind inzwischen nach Lindemann (2003, S. 26) mehr als 50% aller Beratungsdienste "integrierte familienorientierte Beratungsstellen".

- Praktische Erfahrungen von Beraterinnen und Beratern mit ihren Klienten vor Ort und deren Nachfragegewohnheiten unterstützten diesen Trend zur Integration der zentralen Beratungssegmente.

Z. B. berichteten Teilnehmerinnen des gemeinsamen Kurses von DRK und DAJEB aus den neuen Bundesländern in den Jahren 1992 bis 1994 regelmäßig, dass Paare nach erfolgter Schwangerschaftskonfliktberatung oder Schwangerenberatung bei späteren Paarkrisen oder bei Erziehungsproblemen mit inzwischen geborenen Kindern gerne auf die professionelle Kompetenz der gewachsenen und noch vertrauten Beratungsbeziehung zurückgreifen wollten. In einigen Beratungsstellen des DRK konnte durch solche Anfragen aus dem klassischen Klientel einer Schwangeren-/Schwangerschaftskonfliktberatungsstelle das Angebotsspektrum für die Ratsuchenden vor Ort erweitert und das Profil der Stelle weiterentwickelt werden.

Aber auch Kolleginnen und Kollegen aus den alten Bundesländern ist die Erfahrung vertraut, dass während laufender Beratungen sich der Problemfokus verlagern kann. Z. B. indem aus einer anfänglichen Erziehungsberatung nach fünf Sitzungen eine Partnerberatung werden kann, weil das Problemverhalten des Kindes (Indexklient) nach diesen fünf Beratungen von allen Beteiligten deutlich als verzweifelter Lösungsversuch verstanden wird, die an sich brüchige Elternbeziehung durch laufende "Scherereien" vorläufig am Funktionieren zu halten. Oder indem die zunächst als Kinderpsychotherapie eigens durchgeführte Behandlung parallel flankiert von Elternarbeit mit der Mutter zunehmend abgelöst wird durch elterliche Erziehungsberatung, die in erster Linie der Stabilisierung und Rollenzuweisung in einer sich neu konstellierenden Stiefvaterfamilie dient.

- Gesamtgesellschaftliche Entwicklungen der Postmoderne prägten und beeinflussten auch das Beratungswesen in den letzten Jahren nachhaltig. Steigende Scheidungszahlen, die Destandardisierung von familiären Lebensabschnitten, die zunehmende Vielfalt familiärer Lebensformen (Alleinerziehende, Stieffamilien, Gleichstellung homosexueller Lebenspartnerschaften), das sensibilisierte Bewusstsein für besondere Negativentwicklungen in Familien (sexuelle Misshandlung von Kindern, häusliche Gewalt), die auch auf politischer Ebene geführte Diskussion über Armutsrisiken im Kontext von Familiengründung und Kindererziehung, das Bewusstsein für besondere Herausforderungen bei der Integration von Migrantenfamilien an die Beratungsarbeit und die sowieso in jeder Disziplin fortschreitende fachliche Differenzierung verlangten immer aktuellere und speziellere Beratungsangebote. Eine Fülle spezialisierter Fachdienste entwickelte sich parallel zu den klassischen und etablierten Beratungsdiensten. Bis in die Mitte der achtziger Jahre rief jedes neue Problemfeld auch neue Beratungsangebote mit teilweise eigenen fachlichen Strukturen (Qualifizierungsgängen, Fortbildungsangebote, Fachgruppen) auf den Plan, z. B. Aids, Verschuldung der privaten Haushalte, sexueller Kindesmissbrauch. Die klassischen Beratungsstrukturen standen in einer Zerreißprobe zwischen der Forderung nach immer weiterer Diversifikation und Spezialisierung von Seiten ihrer Klienten und der Fachwelt einerseits und der Forderung nach Kostendeckelung und Integration neuer Beratungsansätze von Seiten der Träger und der Politik andererseits.

Dieses Dilemma für die klassische institutionelle Beratungsarbeit wurde 1993 im Gutachten des wissenschaftlichen Beirates für Familienfragen beim damaligen Bundesministerium für Familien und Senioren (BMFuS) mit dem Titel "Familie und Beratung. Familienorientierte Beratung zwischen Vielfalt und Integration" erkannt und klar umrissen. Zur Lösung dieses Dilemmas wird eine "ganzheitliche Perspektive" für die Beratung von Familien aufgezeigt (S. 27). Der wissenschaftliche Beirat regt an, die Unübersichtlichkeit der familienorientierten Beratungsangebote zu überwinden und will verschiedene Beratungsdienste für Familien und ihre Mitglieder enger zusammen arbeiten wissen. Erstmals taucht in diesem Gutachten der Fachterminus "Integrierte familienorientierte Beratung" auf und drei Modelle der Integration familienorientierter Beratung werden skizziert:

- additive Integration, verstanden als Hinzunahme zusätzlicher und spezialisierter Beratungsangebote bei bestehenden Beratungseinrichtungen – eine Variante, die besonders für den ländlichen Bereich vorgeschlagen wird;
 - kooperative Integration, verstanden als Zusammenschluss von Beratungsstellen mit unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen zu kooperativen Netzwerken;
 - familienorientierte Integration, ebenfalls gedacht als ein Netzwerk von verschiedenen Beratungsstellen, aber unter einer zentralen, problemstrukturierenden, übergreifenden konzeptionellen Perspektive. (S. 150 ff).
- Diese erstmals im Gutachten des wissenschaftlichen Beirates angedachten Modelle zur Synergie der vielfältigen Beratungsdienste gegenüber den Ratsuchen selbst wurden inzwischen in die Förderrichtlinien des Landes NRW eingearbeitet. Vernetzung und Kooperation von Beratungsstellen mit anderen familienbezogenen Diensten sind zu konzipieren, zu etablieren und zu dokumentieren. Die neuen Förderrichtlinien geben für folgende drei Aspekte für konkrete "Ampelwerte" vor: erstens Innovation mittels übergreifender Projekte, zweitens klassische Kooperation und Vernetzung, und drittens verlangen sie einen gesonderten Nachweis, dass bekannte Zielgruppen mit besonderen Familienproblemen (Alleinerziehende, Migranten) erreicht werden. Liegen Beratungsstellen bei einzelnen Werten im roten Bereich, droht die Einstellung der weiteren Landesförderung.
- Parallel zu den politischen (Familienberichte, Kinder- und Jugendberichte), fachpolitischen (Landesarbeitskreise EFL, Landesarbeitsgemeinschaften, DAKJEF) und den reinen Fachdiskursen (z. B. "Beratung 2000" als Thema der DAJEB-Jahrestagung 1995 in Augsburg) wurde durch das Inkrafttreten des Kinder- und Jugendhilfegesetzes mit Beginn des Jahres 1991 auf der Ebene finanzieller Förderung von Beratungsarbeit eine neue Realität geschaffen. Breite Angebote der klassischen Erziehungsberatung sowie der Ehe-, Familien- und Lebensberatung wurden durch das KJHG als einklagbare Dienstleistungen für Familien in der Sozialgesetzgebung festgeschrieben. Die starre Unterteilung in Erziehungsberatung auf der einen und Ehe- und Partnerschaftsberatung auf der anderen Seite wurde dadurch förderpolitisch auf-

gebrochen. Zur Absicherung ihrer Beratungsangebote profilierten sich viele ehemals als Ehe- und Lebensberatungsstellen eingeführte Dienste nunmehr als professionelle Anbieter von Jugendhilfeleistungen und formulierten ihr Angebotsspektrum parallel zu den Wünschen der örtlichen Jugendämter nach sogenannten Leistungsvereinbarungen.

Ähnliche Impulse gingen vom Urteil des Bundesverfassungsgerichtes zur Neuregelung der Schwangerschaftskonfliktberatung im Juni 1993 und dem nachfolgenden Schwangeren- und Familienhilfe Änderungsgesetz 1994 aus, in dem die Förderung der Schwangeren- und Schwangerschaftskonfliktberatung durch die Bundesländer verbindlich und verlässlich geregelt wurde.

In Zeiten steigender Finanzmittelknappheit der Trägerverbände und der öffentlichen Haushalte erschien vielen Beratungsstellen die Fokussierung auf refinanzierbare Dienstleistungsangebote als Methode der Wahl hin zu einer sicheren Überlebensstrategie.

Aus heutiger Sicht nach Wegbrechen der freiwilligen Förderung im Bereich der Ehe-, Familien- und Lebensberatung in einigen Bundesländern (Baden-Württemberg und Hessen) und dem förderpolitischen Offenbarungseid großer Trägerverbände (z. B. Berlin-Brandenburgische Landeskirche) kann ich einer solchen Überlebenskunst nur Positives abgewinnen.

Auch sei hier erwähnt, dass im Land NRW derzeit ein KJHG-Anteil von 75% zur Aufrechterhaltung der Landesförderung einer Beratungsstelle nachzuweisen ist.

- Vorbildgebend für die Reformdiskussion zur Neugliederung des Weiterbildungscurriculums im DAJEB-Vorstand waren auch konzeptionelle bzw. strukturelle Weiterentwicklungen in den Geschwisterverbänden des DAKJEF.

Erwähnt seien hier zwei Verbände. Die Bundeskonferenz für Erziehungsberatung (bke) hat im Jahr 2002 ein Ausbildungsmodell für die Erziehungs- und Familienberatung gestartet, in dem die innerfamiliären Beziehungsfragen mit den Themen der Erziehungsberatung verbunden werden.

Die Evangelische Konferenz für Familien- und Lebensberatung (EKFuL) gab sich als Beraterverband den sinnergänzenden Untertitel "Fachverband für Psychologische Beratung und Supervision". Dessen Ausbildungsinstitut, das EZI, führt seit 2004 erstmals eine umfassende, ganzheitliche "Weiterbildung in psychologischer Beratung für Einzelne, Paare und Familien" durch, die über drei Jahre dauert und sechs 14-tägige Kurse am Evangelischen Zentralinstitut in Berlin umfasst neben der parallel begleitenden Praktikumstätigkeit. Die Inhalte dieser Fortbildung sollen "eine Basisqualifikation für die Arbeit in der Erziehungs-, Familien-, Paar- und Lebensberatung vermitteln, die offen ist für die Fragen der Lebens- und Partnerschaftsplanung zum Thema Elternschaft, Schwangerschaft und Schwangerschaftskonflikt" (Lindemann, 2003. S. 27).

- Seit dem oben erwähnten Gutachten "Familie und Beratung" des wissenschaftlichen Beirates für Familienfragen schwebt über den Verbänden des DAKJEF die Kritik am herkömmlichen Ausbildungssystem in der Beraterwei-

terbildung (S. 38) und die Forderung nach "Professionalisierung der Familienberatung" (S. 39). Staatlich anerkannte Berufsbilder mit entsprechenden Ausbildungs- und Prüfungsordnungen und eine am Wissenschaftler-Praktiker-Modell orientierte öffentlich-rechtliche Standesvertretung analog zu den Kammern der freien Berufe wurden dazu vom Beirat angeregt.

Seither gab es Bestrebungen, die in erster Linie von Fach- und Hochschulkreisen getragen wurden, die vielfältig bestehenden verbandlich getragenen und kommerziellen Aus- und Weiterbildungen des Beratungssektors zu bündeln und zu ordnen.

Da der DAKJEF sich ausschließlich als Dachverband für institutionelle Beratung versteht, wurde die "Initiative Beratungswesen" unter Federführung klassischer Therapieverbände (GwG, DGVT) gegründet. Diese Entwicklung mündete im September 2004 in die Gründung eines neuen, übergreifenden Dachverbandes mit einem weitgefassten Geltungs- und Wirkungsbereich, der Deutschen Gesellschaft für Beratung (DGfB). Bereits vor der formalrechtlichen Gründung dieses Dachverbandes arbeiteten Vertreter der unterschiedlichen Anbieter von Beratungsausbildungen in einer Arbeitsgruppe an einer Synopse aller im deutschen Sprachraum angebotenen Beratungsausbildungen und an der Systematisierung und Vergleichbarkeit erforderlicher Standards für diese Ausbildungen. Nachträglich erhielt diese Arbeitsgruppe vom inzwischen gewählten Vorstand der DGfB den Status eines Ausschusses.

Auch diese Veränderung im verbandspolitischen Umfeld forderte den DAJEB-Vorstand zum Überprüfen und zur Überarbeitung des bestehenden Weiterbildungscurriculums "Ehe-, Familien- und Lebensberatung" heraus.

- Zuletzt machte der Ausblick auf die Entwicklungen auf europäischer Ebene im Bereich der Hochschulpolitik (sog. Bologna-Prozess) und des europäischen Beraterverbandes (European Association Councelling, EAC) ein Überdenken und eine Erweiterung der bestehenden Fortbildungsprogramme erforderlich. Kernstück der Erklärung von Bologna ist die Einführung der gegliederten Studiengänge nach angelsächsischem Vorbild: Bachelor nach drei Jahren Studium und darauf aufbauend ein Master-Grad nach weiteren zwei Jahren. Ziel des Bologna-Prozesses ist, eine Vergleichbarkeit der Hochschulabschlüsse herzustellen und einen innereuropäischen Wechsel des Studienortes einfacher zu gestalten. Dazu werden derzeit sämtliche Studiengänge in einzelne Module umgeschrieben und in so genannte Credit Points umgerechnet.

Diese Entwicklung im Hochschulbereich ist für die DAJEB als Fachverband insofern von Bedeutung, als in der BRD erstmals an verschiedenen Fachhochschulen und Universitäten Masterstudiengänge im Bereich psychologischer Beratung angeboten werden (z. B. Masterstudiengang Supervision an der Fachhochschule Frankfurt, Masterstudiengang Beratung an der Fernuniversität Hagen, Masterstudiengang "Councelling Studies" an der TU Dresden). Näheres dazu bei Kinzinger (2004).

Im folgenden stelle ich unser Ausbildungskonzept zur ganzheitlichen Qualifikation in integrierter psychologischer Beratung in Form eines dreigliedrigen Modulsystems tabellarisch vor.

Dabei begründet die Weiterbildung in Ehe-, Familien- und Lebensberatung als Basisqualifikation in psychologischer Beratung die professionelle Kompetenz angehender Beraterinnen und Berater. Auf diese Basisqualifikation bauen zwei weitere Module nach dem Baukastenprinzip auf, das Modul Erziehungsberatung und das Modul Beratung in Fragen der Schwangerschaft und bei Schwangerschaftskonflikten.

Teilnehmende, die neben der Grundausbildung in psychologischer Beratung das Modul Erziehungsberatung absolviert haben, erhalten zukünftig ein erweitertes Abschlusszertifikat der DAJEB in Erziehungs-, Ehe-, Familien- und Lebensberatung.

Teilnehmerinnen, die neben der Grundausbildung in psychologischer Beratung das Modul Schwangeren- und Schwangerschaftskonfliktberatung durchlaufen haben, erhalten zukünftig ein erweitertes Abschlusszertifikat der DAJEB in Ehe-, Familien- und Lebensberatung mit Beratung in Fragen der Schwangerschaft und bei Schwangerschaftskonflikten.

Teilnehmende, die neben der Grundausbildung in psychologischer Beratung beide zusätzlichen Module Erziehungsberatung und Beratung in Fragen der Schwangerschaft abgeschlossen haben, erhalten zukünftig ein Abschlusszertifikat der DAJEB in "Integrierter Psychologischer Beratung".

Die Synopse der drei Ausbildungsmodule zeigt, dass sich die Unterrichtseinheiten, die Supervisionsanforderungen und die erforderlichen schriftlichen Arbeiten insgesamt durchaus mit den geplanten Rahmenrichtlinien der DGfB und den "Professional Standards of Training requirements for Accredited European Councillor" der EAC auf europäischer Ebene (vgl. Anhang) vergleichen lassen, diese teilweise sogar überschreiten.

Übersicht zum Gesamtcurriculum in "Integrierter Psychologischer Beratung"

	EFL	EB	SSK	Zusammen
Theorie	300 Std.	100 Std.	75 Std.	475 Std.
methodenzentrierte Selbsterfahrung	50 Std.		25 Std.	75 Std.
Praktikum	150 Std.	40 Std.	40 Std.	230 Std.
Gruppensupervision	70 Std.	20 Std.	20 Std.	110 Std.
Einzel-supervision	15 Std.	15 Std.	10 Std.	40 Std.
schriftliche Arbeiten	50 Prot.	30 Prot.	20 Prot.	100 Protokolle
	3 Fallstudien	1 Fallstudie	1 Fallstudie	5 Fallstudien

Der Charme der integrierten psychologischen Beratungsarbeit ist ein mehrfacher. Aus Klientensicht können die unterschiedlichsten Beratungssegmente örtlich gebündelt aus einer Hand erfolgen. Bei einem Wechsel des Beratungssettings oder des Problemfokus werden den Klienten so unnötige Neuorientierung und Lauferei erspart. Spezifische Beratungsangebote zu sämtlichen Problemlagen im Kontext von Reifungskrisen und Lebensübergängen werden konzentriert dargeboten, von Problemen der Fortpflanzung (ungewollte Kinderlosigkeit, Fragen zur Schwangerschaft wie z. B. im Kontext von Pränataldiagnostik, Schwangerschaftskonfliktberatung) über Fragen der Kindererziehung bis zur Ablösung, ferner ebenso alle Fragen den eigenen Lebenszyklus und Krisen in der Partnerschaft betreffend. Die Mitarbeiter von Beratungsdiensten ersparen sich die organisatorisch zumeist komplizierte und zeitaufwendige Vernetzung bei Fallübergabe an externe Fachdienste. In der Regel ist die Weiterverweisung von Klienten eine Belastungsprobe für die Berater-Klienten-Beziehung und ein Settingwechsel innerhalb des eigenen Teams kann mit deutlich weniger Regiezeit durchgeführt werden. Geldgeber und Träger von Beratungseinrichtungen ersparen sich durch integriert arbeitende Beratungsdienste die unnötige Finanzierung von Parallelstrukturen.

Selbstverständlich erfordert gerade die psychologische Beratungstätigkeit in einer Stelle mit integriertem Konzept und breitem Angebotsprofil nicht nur eine hohe Methodenkompetenz und breites Fachwissen von den Beratungstätigen, sondern auch eine ganz besondere Sensibilität und reflektierte Praxis für die Grenzen der eigenen Fachkompetenz.

Die Aktualität des integrierten familienorientierten Ansatzes innerhalb der psychosozialen Beratung zeigt sich auch an den momentanen Diskursen der Familienpolitik auf Landes- wie auf Bundesebene, insbesondere der Diskussion und gezielten Förderung von Familienzentren oder Häusern der Generationen. Mit dem neuen ganzheitlichen Ausbildungskonzept ist unser Verband für diese Diskussion vorerst gut aufgestellt.

Anhang:

**EUROPEAN ASSOCIATION for Counselling
Training Standards for the European Counsellor**

<p>Minimum Standard</p>	<p><u>Regular Member</u></p> <p>150 hours coursework (theory/skills) 100 hours counselling practice (including supervised practice) 25 hours supervision 25 hours personal development Training hours to normally be completed in a minimum of 2 years and a maximum of 4 years</p> <ul style="list-style-type: none"> * sign codes of ethics and practice * professional liability insurance wherever possible * continuing professional development * on-going counselling supervision
<p>Professional Standards of Training requirements for Accredited European Counsellor</p>	<p><u>Accredited European Counsellor</u> <u>Accredited Practitioner Member</u></p> <p>(includes grandparent clause)</p> <p>450 hours coursework (theory/skills) 450 hours counselling practice (including supervised practice) Supervision (ratio to be decided) 50 hours personal development (consistent with model) Training hours to normally be completed in a minimum of 2 years and a maximum of 4 years</p> <ul style="list-style-type: none"> * sign codes of ethics and practice * professional liability insurance wherever possible * continuing professional development * on-going counselling supervision

Literatur

- Kinzinger, W. *Bachelor- und Masterstudiengänge und die Zukunft und Bedeutung der DAKJEF-Zusatzqualifikationen*, Manuskript vom Autor (2004)
- Klann, N. *Partnerschaftskompetenz als Herausforderung – Das Institutionelle Beratungsangebot an einem Scheideweg*, in: *Beratung Aktuell*, 2/2004, S. 72 - 89
- Kruse, U., Schall, T.U. *Kleine Geschichte der DAJEB*, in: *50 Jahre DAJEB, 1949-1999*, S. 5 - 49
- Lindemann, F.W. *Integrierte familienorientierte Beratung – Ideologie oder Realität*, in: *Fokus Beratung*, Nov. 2003, S. 24 - 28
- Morbitzer, L., Morbitzer, P., Dietzfelbinger, M. *Das multiprofessionelle Team*, in *Wege zum Menschen*, 5/2005, S. 373 - 404
- Schlund, F., Kopp, A., Lohmeier, A. *Multidisziplinarität als Standortvorteil von Erziehungsberatungsstellen*, in: *bke, Informationen für Erziehungsberatungsstellen*, 3/2005, S. 18 - 27
- Schrödter, W. *Gutachten "Regeln fachlichen Könnens in der psychosozialen Beratung"*, in *Wege zum Menschen*, 6/1992, S. 351 - 371
- Schrödter, W. *Zur sozialsystemischen Platzierung institutioneller Beratung*, in Oetker-Funk, R., Dietzfelbinger, M., Struck, E., Volger, I. (Hrsg.), *Psychologische Beratung – Beiträge zu Konzepten und Praxis*, 2003, S. 36-52

Zum Autor:

Berend Groeneveld, Dipl.-Psychologe, Psych. Psychotherapeut, Supervisor (BDP),
Vizepräsident der DAJEB

Rezensionen

Haim Omer, Arist von Schlippe:

Autorität durch Beziehung. Die Praxis des gewaltlosen Widerstands in der Erziehung.

Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2004 (ISBN 3-525490-77-1) € 19,90

Zwei Jahre nach ihrem ersten gemeinsamen Buch *Autorität ohne Gewalt* legen Haim Omer und Arist von Schlippe einen Folgeband vor, der Autorität mehr in Bezug auf einen "positiven", ausbaufähigen Aspekt diskutiert: Beziehung. Das "ohne Gewalt" des ersten Bandes wird nun ersetzt durch das Leitmotiv des "gewaltlosen Widerstands". Wilhelm Rotthaus weist in seinem Vorwort darauf hin, dass in den nun vorliegenden Ausführungen deutlicher als im Vorgängerband auf den Aspekt der Haltung Bezug genommen werde. Dies verringert das Risiko, die diskutierten Ideen in erster Linie als Techniken misszuverstehen. Die Autoren selbst kennzeichnen ihren Ansatz als den "Versuch, die Lehre des gewaltlosen Widerstands auf extreme Verhaltensweisen bei Kindern und Jugendlichen zu übertragen" (S. 15). Sie wählen dazu einen selbstorganisationstheoretisch inspirierten Blickwinkel. Es gehe darum, einen Rahmen für die Möglichkeit konstruktiver Beziehungsentwicklung zu erarbeiten bzw. zur Verfügung zu stellen. Aus systemischer Sicht gewinnen dabei die Bereitschaft zur Suche nach ausbaufähigen Ausgangspunkten und die Bereitschaft, das Geschehen in weitergehende soziale Bezüge einzubetten, eine entscheidende Bedeutung. Respektieren und öffentlich machen sind somit zwei Schlüsselbegriffe, die das Konzept tragen. Praktisch mündet das in ein unverdrossenes Bemühen um ein "Geflecht von Beschreibungen, in dem sich jeder Einzelne gut fühlen kann, im Wissen um die eigenen Möglichkeiten und mit einem guten Selbstwertgefühl versehen" (S. 28).

Die wesentlichen Konzepte, wie "elterliche Präsenz", werden im vorliegenden Band kurz und schlüssig wiederholt. Auch viele der im ersten Band diskutierten Vorgehensweisen finden sich wieder. Somit können sich auch Leser(innen) gut zu Recht finden, die den Vorgängerband nicht gelesen haben. Umfangreicher diskutiert werden die Themen Gewalt gegen Geschwister, des weiteren Kinder, "die die Herrschaft im Haus übernehmen", und das Thema der Kooperation von Eltern und Schule. Viele Fallvignetten erläutern die vorgestellten Ideen nachvollziehbar. Deutlich wird, dass "gewaltloser Widerstand" ein klares und starkes Profil erfordert: "Empathie und Verständnis, so wichtig sie sein mögen, müssen neben eine klare Einstellung treten, die Gewalt als solche benennt und ihr entschlossen widersteht", heißt es an einer Stelle (S. 37) und: "Jede Unterdrückung basiert auf einer stillschweigenden Zustimmung der Beherrschten" (S. 48). Immer wieder geht es darum, gewalttätigem Verhalten sofort, eindeutig und nachhaltig zu begegnen. "Begegnen" sollte hier durchaus im Wortsinn verstanden werden. Begegnen ist etwas anderes als bekämpfen. Wenn schon kämpfen, dann um und für das Kind, nicht gegen es. Dies ist sicher leichter gesagt als getan. Die Anregungen der Auto-

ren dürften sich dabei als hilfreich erweisen. Als Hilfsmittel aus dem "Notfallkoffer" werden u. a. das Sorgen für genügend inneren Abstand genannt ("das kalte Eisen" als wiederkehrendes Bild), sowie das tragfähige Vernetzen mit unterstützenden Personen aus Familie, Bekanntenkreis oder Gemeinde. Zur Unterstützung für betroffene und interessierte Eltern sowie andere Beteiligte findet sich im Anhang *Das Handbuch zum gewaltlosen Widerstand – Eine Anleitung für Eltern*.

Erkennbar wird das Bemühen der Autoren, ihre Ideen zur Umsetzung des Konzeptes "gewaltloser Widerstand" von trivialen Verkürzungen abzugrenzen. Seinen deutlichsten Ausdruck findet dies m. E. im steten Betonen der Bedeutung von Respekt. Die Praxis gewaltlosen Widerstands wird immer wieder als "Respektarbeit" bezeichnet. Dass dies nicht nur ein Kernstück erzieherischen Wirkens in der Familie ist, sondern darüber hinaus auch ein politisch bedeutsames Thema, wird durch ein eigenes Kapitel "Gewaltloser Widerstand in der Gesellschaft" zu Recht unterstrichen.

Den Autoren gelingen viele alltagstaugliche und lebensvalide Beschreibungen, die Verhaltensanregungen plausibel rahmen, wie etwa: "Es genügt oft, wenn die Mutter oder der Vater sagt: 'Ich bin damit nicht einverstanden. Ich komme darauf zurück!'", eine selbst unter Stressbedingungen handhabbare Variante, zum "kalten Eisen" beizutragen (S. 76). Oder bei sich widersprechenden Informationen zu sagen: "Wir können nicht beurteilen, ob alle Details wahr sind. Deshalb werden wir unsere Aufsicht und Überwachung intensivieren, sodass Dinge wie diese auf jeden Fall nicht passieren können!" (S. 133). Dabei lassen die Autoren keinen Zweifel daran, dass es Arbeit macht, sich auf die geschilderten Ideen einzulassen. Wie schon im Vorgängerband werden keine Wunder versprochen. Auch gibt es noch keine stichhaltigen Aussagen zu Indikation und Kontraindikation, wie die Autoren selbst konzedieren. Es bleibt also noch genügend zu tun. Der vorliegende Band könnte dazu beitragen, zum Weitermachen (oder Beginnen) in schwierigen Zeiten zu motivieren.

Literatur:

Omer, H. & von Schlippe, A., *Autorität ohne Gewalt. Coaching für Eltern von Kindern mit Verhaltensproblemen. "Elterliche Präsenz" als systemisches Konzept.*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2002 (ISBN 3-525014-70-8) € 19,90

(Wolfgang Loth, Bergisch Gladbach)

Jutta Salomon:

Häusliche Pflege zwischen Zuwendung und Abgrenzung – Wie lösen pflegende Angehörige ihre Probleme? Eine Studie mit Leitfaden zur Angehörigenberatung

Kuratorium Deutsche Altershilfe, Reihe: Thema, Nr. 195, Köln 2005
(ISBN 3-935299-70-2) € 19,00

Zur Zeit werden 90% aller Pflegebedürftigen in unserem Land von engsten Familienangehörigen betreut. Während die Situation der Pflegebedürftigen angesichts steigender Lebenserwartung und zunehmend leerer Pflegekassen häufiger beschrieben wird, richtet die Autorin den Blick auf pflegende Angehörige (zu 80% Frauen).

In einer Situationsanalyse werden Fragen der Motivation zur Pflege aufgeworfen. Dabei wird deutlich, wie wichtig die Reflexion der Motivation bereits vor der Pflegeübernahme ist, um Konflikten im späteren Pflegeprozess begegnen und aufkommenden Belastungsprozessen standhalten zu können. Die Belastungsfaktoren wie

- Angebundensein
- eigene körperliche und psychische Grenzen
- soziale Isolation
- innere Auseinandersetzung mit Themen wie Krankheit und Tod
- Schuldgefühle
- Überschreitung eigener Scham und Ekelgefühle
- die besonderen Anforderungen durch demente Patienten

werden verständlich und gleichzeitig fundiert dargestellt.

Besonders spannend fand ich den systemischen Blick auf die Familie, in der gepflegt wird. Die Pflegesituation betrifft nämlich nicht nur die pflegende und die zu pflegende Person, sondern hat Auswirkungen auf das gesamte Familiensystem. Ungeklärte Beziehungen und dysfunktionale Interaktionsmuster führen häufig zu Paar- und Erziehungskonflikten. Es wird umfassend und einführend beschrieben, was in der besonderen Belastungssituation der Pflege in den Familien störend an die Oberfläche treten kann:

- Parentifizierung und Rollenumkehr
- Dyadische Koalitionsbildung, Triangulation und Loyalitätskonflikte
- Die Rolle als Sündenbock oder schwarzes Schaf
- Tabus und Familienmythen
- Symbiose und Kollusion

Es ist zu spüren, dass die Autorin auf einen eigenen Erfahrungsschatz zurückgreifen kann: als ausgebildete Krankenschwester, Ehe-, Familien- und Lebens-

beraterin der DAJEB, Diplompädagogin und Leiterin von Gruppen für pflegende Angehörige.

Das wird im zweiten Teil des Buches besonders deutlich, in dem die vorangegangene wissenschaftliche Situationsanalyse anhand der Auswertung von fünf Interviews veranschaulicht und vertieft wird. Durch Beschreibung und Analyse des familiendynamischen Geschehens stellt die Autorin dar, inwieweit die Belastung durch die häusliche Pflege Einfluss nimmt auf die Partner- und Familienbeziehungen und umgekehrt.

Der danach folgende Leitfaden für die Arbeit mit pflegenden Angehörigen enthält eine Reihe von wertvollen Hinweisen für die beraterische Praxis. Die Fähigkeit zu erlernen, Grenzen zu setzen und eine aufopferungsbereite fürsorglich-liebevolle Pflegehaltung gegen eine liebevoll-autoritäre auszutauschen, sei hier besonders erwähnt.

Für alle, die sich mit dem Thema auseinandersetzen möchten, ein sehr lesenswertes Buch. Einziges Manko: Es ist in DIN-A4-Format gedruckt und etwas unhandlich zu lesen.

(Birgit Krohn-Grimberghe, Lemgo)

Klaus Wenske, Gretel Winterling:

Mein Kind hat sich das Leben genommen – und ich lebe ... – Begegnung und Begleitung trauernder Eltern

Verlag Mein Buch, Hamburg 2004 (ISBN 3-865161-41-3) € 16,80

Frau Winterling, eine betroffene Mutter, und Klaus Wenske haben über einen Zeitraum von fünf Jahren im Berneuchener Haus "Kloster Kirchberg" viele Eltern in Gruppen begleitet, deren Kinder sich das Leben genommen haben. Das hat uns ermutigt, diese sensiblen Erfahrungen betroffenen Menschen zugänglich zu machen.

Die Verfasser möchten diese Erfahrungen mit ihrem Buch betroffene Eltern, Geschwister, Familien, Mitschülerinnen und Mitschüler, Freundinnen und Freunde, Lehrerinnen und Lehrer ansprechen. Aber auch nicht unmittelbar betroffene möchten wir informieren: Beraterinnen und Berater, Sozialarbeiter, Pfarrer, Ärzte, Psychologen, Psychiater, Psychotherapeuten, Bestatter ...

Die Aufzeichnungen sind als Ermutigung und Hilfe gedacht auf dem steinigen Weg durch die Trauer – ein Weg vom Überleben zum Leben.

(N.N., Übernahme mit freundlicher Genehmigung aus Dt. Pfarrerblatt 2/2005)

Roland Kachler:

Meine Trauer wird dich finden. Ein neuer Ansatz in der Trauerarbeit

Kreuz-Verlag, Stuttgart 2005 (ISBN 3-7831-2585-5) € 14,95

Roland Kachler, Pfarrer, Psychotherapeut, Leiter der Psychologischen Beratungsstelle des Evang. Kirchenbezirks Esslingen entwickelt seinen besonderen Ansatz in der Trauerarbeit, indem er aus zwei ganz unterschiedlichen Quellen schöpft: aus seiner langjährigen Erfahrung in der Begleitung von Trauernden als psychologischer Berater und aus der eigenen schmerzlichen Verlusterfahrung durch den Unfalltod seines Sohnes. So begegnen dem Leser/der Leserin ganz persönliche, emotional berührende Wahrnehmungen eines betroffenen Vaters neben (kritisch) reflektierenden Beobachtungen und Gedanken eines professionellen Begleiters. Aus der Erfahrung heraus, dass die bisherigen Modelle der Trauerpsychologie, die sich stark an Freud und Bowlby orientieren, nicht ausreichen, um einem solch schweren Verlust wie dem eines eigenen Kindes zu begegnen, entwickelt Roland Kachler ein neues Verständnis des Trauerprozesses und der Trauerarbeit. Eine wichtige Quelle dafür sind für ihn Erkenntnisse aus der Traumatherapie, in der Bilder aus den archetypischen Schichten der Seele eine wesentliche Rolle spielen, insbesondere das Bild eines sicheren und guten Ortes für das traumatisierte Ich. In Anlehnung daran versteht Roland Kachler Trauerarbeit als Sucharbeit nach einem sicheren Ort für den verstorbenen und für den trauernden Menschen, der es möglich macht, dass eine neue, intensive Beziehung der Liebe zum verstorbenen Menschen entstehen und gepflegt werden kann. Ziel des Trauerprozesses ist für ihn nicht, wie vielfach verstanden, das Loslassen des verstorbenen Menschen, sondern vielmehr »das Herausarbeiten der Liebe und der inneren Beziehung zum Verstorbenen« (S. 55). Diese liebende Beziehung soll eigenständig neben die Trauer und den Schmerz treten dürfen. Das Buch will Begleiter auf dieser Suchreise und in diesem Beziehungsprozess sein. Angesichts eines Themas, bei dem in vielen Menschen chaotische Gefühle aufbrechen, ist die klare, schlichte Sprache des Buches wohltuend, ebenso die übersichtliche Gliederung, die optische Kennzeichnung von Übungen und zusammenfassenden Gedanken am Ende der Kapitel. Man muss das Buch nicht von vorne bis hinten gelesen haben, um den Ansatz zu verstehen. In den ersten drei Kapiteln legt Roland Kachler die psychologischen Hintergründe und theoretischen Grundlagen seines Trauerverständnisses dar. In den weiteren Kapiteln zeigt er auf, wie Trauernde eine Beziehung der Liebe zu dem verstorbenen Menschen finden und leben können. Dazu gibt es ganz konkrete Übungsvorschläge, Imaginationen und Gestaltungsimpulse.

Es ist ein empfehlenswertes, ansprechendes Buch, das das Vertrauen in die unbewussten Kräfte der Seele im Prozess der Trauer stärkt. Es ist zum einen ein Buch für Menschen, die von einem schweren Verlust betroffen sind, ganz besonders für solche, die von einem geliebten Menschen Abschied nehmen mussten. Wer auf eine sehr problematische Beziehung zum verstorbenen Menschen zurückblickt, braucht meines Erachtens noch andere Unterstützung. Es ist jedoch nicht weniger ein Buch für all diejenigen, die beruflich oder privat Trauernde be-

gleiten. Denn dieses Buch macht sensibel und wachsam für manches, was »man« bisher über Trauer gelernt und weitergegeben hat und eröffnet neue Möglichkeiten, hilfreiche Impulse zu geben.

(Gertraude Kühnle-Hahn, Plochingen)

Roland Kachler:

Lass die Liebe tanzen. Die Kunst der Paarbeziehung – die Paarbeziehung in der Kunst

Kreuz Verlag, Stuttgart 2003 (ISBN 3-7831-2197-3) € 16,90

Das Buch von Roland Kachler ist die gelungene Umsetzung der wunderschönen Idee, die Kunst der Paarbeziehung und die Paarbeziehung in der Kunst zu verknüpfen.

Ein Buch für Augen, Herz, Verstand, mit Raum für eigene Erfahrungen

Zehn Bilder aus der klassischen modernen Kunst hat der Autor ausgewählt und die Parallelen zur modernen Paarbeziehung und deren zentrale Themen herausgearbeitet. Beispielhaft seien hier genannt die Bilder "Es lebe die Liebe oder: Pays charmant" von Max Ernst (1923), "Das Paar vor den Menschen" von Ludwig Kirchner (1912) und das nachträgliche Hochzeitsbild von Frida Kahlo mit dem Titel "Frida Kahlo und Diego Rivera" (1931).

Der Autor, langjähriger erfahrener Paartherapeut, verbindet sein fundiertes psychologisches Wissen mit seinen weitreichenden Kenntnissen der modernen Kunst. In seinen eindrucksvollen Beschreibungen der Kunstwerke erschließt Kachler den Betrachtern die Symbolik der Kunstwerke und spricht sie so auf einer tieferen Wahrnehmungsebene an. Durch Themen bezogene fokussierende Fragen, regt er Paare an, sich aktiv mit den jeweiligen Themen auseinander zu setzen und mit der Partnerin bzw. dem Partner (wieder einmal) in ein Gespräch über ihre Beziehung zu kommen. Kachler lässt nun aber das Paar nicht allein mit den aufgeworfenen Fragen, vielmehr legt er die psychologischen Hintergründe des jeweiligen Themas übersichtlich, aber dennoch detailliert und in verständlicher Sprache, dar. Er gibt damit dem Paar hilfreiche Hinweise zum tieferen Verständnis und zum Umgang mit den jeweiligen Beziehungsaspekten.

Liebende als Künstler

Von der Liebe ergriffen – wie der Künstler durch eine Inspiration – sollten Liebende sich bemühen, so Kachler, die anfänglichen Vorstellungen und Visionen von ihrer Beziehung zu bewahren und umzusetzen. Wie ein Künstler Regeln zu beachten hat, damit sein Kunstwerk schließlich das zum Ausdruck bringt, was sich

ihm in der Inspiration aufgedrängt hat, so ist es für das Paar wichtig und hilfreich einige grundlegende Regeln der Psychologie der Paarbeziehung zu kennen. Gleich dem Künstler, der an seinem Kunstwerk mit Leidenschaft und Anstrengung arbeitet, immer wieder Distanz nimmt, um sein werdendes Bild zu betrachten, so ist es für Liebende wichtig an ihrer Beziehung, wie an einem Kunstwerk mit Geduld und Disziplin zu arbeiten und sie immer wieder neu zu reflektieren (Kap. 1).

In den weiteren Kapiteln nimmt der Autor diejenigen Themen auf, die sich in seiner langjährigen Praxis immer wieder als zentral erwiesen haben.

Er stellt zunächst die Bedeutung der Verliebtheitsphase heraus, in der der Traum und die Erfahrung der Verschmelzung und Ganzwerdung, mit und durch den anderen, im Mittelpunkt steht. Sie bildet, so Kachler, die Basis auf die das Paar in seiner weiteren Geschichte immer wieder zurückgreifen kann (Kap. 2), wenn es sich vor verschiedene Aufgaben gestellt sieht. Zu ihnen gehört, unerfüllbare symbiotische Hoffnungen und Wünsche loszulassen und das richtige Verhältnis zwischen Nähe und Distanz zu finden (Kap. 3), sich abzulösen von den Herkunftsfamilien, ihren Aufträgen und Botschaften, die die Gestaltung der eigenen Partnerschaft stören (Kap. 4), sich immer wieder neu Konflikten zu stellen und konstruktiv mit ihnen umzugehen (Kap. 5), daran zu arbeiten sich gegenseitig als ebenbürtige Partner zu achten trotz aller Ungleichheit (Kap. 6), die Sexualität mit ihrer Vielfalt zu gestalten, so dass Körperlichkeit, Leidenschaft, Lust, Sinnlichkeit und Zärtlichkeit Raum bekommen können (Kap. 7), die dunklen, die Schattenseiten der Liebe akzeptieren zu lernen und sich um deren Bewusstwerdung zu bemühen (Kap. 8), eine Balance zu finden zwischen der Selbstverwirklichung des Einzelnen und der Bezogenheit aufeinander (Kap. 9), und nicht zuletzt offen zu sein für Entwicklung und Wachstum, wo Stagnation, Routine oder Langeweile drohen (Kap. 10).

Ein Buch für Paare und Paartherapeuten

Roland Kachler erschließt den Lesern mit seinen Ausführungen die tieferen oft auch unbewussten Hintergründe der Beziehungsthemen. Er macht mit seinem neuen Buch Mut und Lust, das Kunstwerk der eigenen Liebesbeziehung weiter zu gestalten.

Es macht Freude sich über die eindrucksvollen Bilder zu den Themen hinführen zu lassen, sich durch die anregenden Texte vertieft mit den verschiedenen Aspekten der eigenen Liebesbeziehung zu beschäftigen und den Tanz der Liebe in all seinen Variationen zu erkunden. Er selbst erweist sich dabei als erfahrener, hilfreicher und einfühlsamer Begleiter des Tanzes. Ein berührendes, anregendes und sehr bereicherndes Buch.

(Dorothee Burgenmeister, Esslingen)

Ressortaufteilung des Vorstandes

Regionale Ansprechpartner:

- Baden Württemberg / Hessen / Rheinland-Pfalz / Saarland
- Bayern
- Berlin
- Brandenburg / Mecklenburg-Vorpommern
- Bremen / Hamburg / Niedersachsen / Schleswig-Holstein
- Nordrhein-Westfalen
- Sachsen / Sachsen-Anhalt / Thüringen

Elisabeth Frake-Rothert
Dr. Florian Moeser-Jantke
Petra Thea Knispel

Petra Heinze

Cornelia Strickling

Berend Groeneveld

Cornelia Weller

Fort- und Weiterbildungsausschuss:

Berend Groeneveld (Vorsitz), Elisabeth Frake-Rothert, Petra Heinze, Christoph Krämer, Dr. Florian Moeser-Jantke, Cornelia Strickling

Ausschuss "Selbständige Eheberater(innen)":

Elisabeth Frake-Rothert (Vorsitz), Berend Groeneveld, Petra Heinze, Petra Thea Knispel, Christoph Krämer, Cornelia Weller, Cornelia Strickling, Dr. Florian Moeser-Jantke

Informationsrundschriften:

Rolf Holtermann (verantw. Redakteur)

Redaktionsausschuss:

Rolf Holtermann (Vorsitz), Elisabeth Frake-Rothert, Berend Groeneveld, Cornelia Strickling

Rechnungsprüferinnen:

Rosmarie Jell, Alexandra Obogeanu

Herausgegeben von

Deutsche Arbeitsgemeinschaft für Jugend- und Eheberatung e.V.
Neumarkter Str. 84 c, 81673 München

Druck: awi-printmedien, München

Diese Veröffentlichung erscheint mit finanzieller Unterstützung des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

Sie ist einschließlich aller ihrer Teile urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb des Urhebergesetzes ist ohne Zustimmung der DAJEB unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme.

Es ist deshalb nicht gestattet, diese Veröffentlichung ganz oder in Teilen zu scannen, in Computern oder auf CD's zu speichern oder in Computern zu verändern, es sei denn mit schriftlicher Genehmigung der DAJEB.

Einzelpreis dieses Heftes: EUR 7,50 zzgl. Versandkosten